

Bauen und Wohnen



1/2 1976

18
Heimat + Mission

MEIN HEIM ~ MEINE BURG

Wohnen, sich heimisch, sich geborgen fühlen – vielseitig sind die Vorstellungen der Menschen, ihre Wünsche, ihre Ansprüche.

Mit Wohlwollen und hoffnungsvoller Erwartung sehen Architekten und Soziologen eine neue Wohngeneration heranwachsen. Ihre Hoffnungen konzentrieren sich nicht allein auf Wohnung und Haus, sondern auf den gesamten Dörfer- und Städtebau. Zukunftsplaner erwarten, daß „die Wünsche der Baubewerber nach einem gemütlichen Heim die Träume der Architekten der Wirklichkeit näher bringen“.

Was ist es, was die Bauindustrie anzubieten hat? Ein Experte für Raumgestaltung drückt es so aus: „Mehr Verfügbarkeit, mehr Beweglichkeit, mehr Freiheit!“ Mit anderen Worten heißt das, daß die wohnende Menschheit mit ihren Häusern künftig mehr anfangen kann, sich heimischer und wohler fühlt, eine traute Atmosphäre des „Mein Heim – meine Burg“ schafft.

Die Technik versucht hier – vor allem durch „das flexible Heim“ – eine Wandlungsfähigkeit zu schaffen, die allen veränderlichen Ansprüchen einer Wohnfamilie gerecht werden soll. Große Räume, kleine Räume – das wird man sich nach Wunsch und Bedarf zu jeder Zeit neu einteilen können.

Vor allem gehört die Wohnung zu den entscheidenden Bedingungen, von denen die Erziehungsmöglichkeiten einer Familie abhängen. Das wird immer wieder von Experten für Jugenderziehung, Gesundheit und Familie unterstrichen. In einem Gutachten „Familie und Wohnung“ wird aufgezeigt, was bisher im sozialen Wohnungsbau versäumt und falsch gemacht wurde. Entscheidend für die Erziehungsmöglichkeit einer Familie ist nach Ansicht der Wissenschaftler aber nicht nur, wie eine Wohnung beschaffen ist, sondern auch, wie sie von der Familie genutzt wird.

Unsere Vorstellungen für Wohnraumnutzung sind vielfach von Werbung und allgemeinen Klischees beeinflusst. Das fängt beim Wohnzimmer an. Was heißt das überhaupt: Wohnzimmer? Wohnen wir etwa in den anderen Räumen nicht?

In vielen Familien ist das Wohnzimmer nur die gute Stube, die immer tiptop sein muß; es könnte ja mal Besuch kommen. Aber wann kommt schon mal Besuch? Und: Was braucht man denn wirklich, um Besuch zu empfangen? Einen kleinen Tisch und vier, fünf Sitzgelegenheiten. Dafür wäre im kleinsten Zimmer der Wohnung Platz. Aber Besuche meint man, müßten doch anders empfangen wer-



Neuzeitliche Baukonstruktion in Strassen

den, in einem repräsentativen Raum mit großen Sesseln und einer vornehmen Kulisse. Diese Einstellung ist verständlich, schadet aber der allgemeinen Raumnutzung.

Besser wäre es schon, sich bei der Raumeinteilung einer Wohnung nach den Bedürfnissen jedes einzelnen Familienmitgliedes zu richten. Die Kinder brauchen ebenso wie die Eltern einen Rückzugsbereich: wo sie arbeiten, schlafen, in Ruhe irgend etwas tun können. Die Familie insgesamt braucht Raum für das, was zum gemeinsamen Familienleben gehört: essen, unterhalten, fernsehen, spielen usw. Architekten und Soziologen betonen immer wieder, daß derlei Wunschträume allein mit Hilfe der Technik nicht zu realisieren seien. Es gehöre auch eine Einstellung dazu, die Bereitschaft also, sich der Vorteile einer größtmöglichen Raumnutzung wirklich zu versichern.

Mit Absicht behandeln wir zu Beginn dieses 50. Jahrgangs von „Heimat und Mission“ das Problem der Wohnkultur des Menschen. Wir erachten es als erstrangig, daß der Mensch zunächst ein schönes und trautes Zuhause hat, ehe er sich mit der erforderlichen Energie den andern Obliegenheiten des Lebens widmen kann, denen wir uns nach Wunsch vieler Leser in den folgenden Heften zuwenden werden.

Zu Beginn des Jahres 1976 wünschen wir Ihnen, verehrte Leser, recht viele glückliche und friedvolle Stunden in Ihrem Familienheim und den Segen des Herrn.

Pierre Hilden

WIE WOHNTE DER MENSCH?

Ahnlich wie heute wird sich auch schon bei den Menschen der Vorzeit ihr täglicher Lebensablauf um diese Fragen gedreht haben: Wie Sorge ich für meine Wohnung, meine Bekleidung und meine Ernährung? Die letzte der drei Fragen wird wohl die wichtigste gewesen sein, denn von ihr hing unmittelbar die Erhaltung des Lebens ab. Die Frage nach der Bekleidung wird damals nach den Umständen primitiv gelöst worden sein, eine bearbeitete Baumrinde oder ein Fell werden meistens genügt haben. Und die Behausung wird wohl stark in den Hintergrund getreten sein, sie wird sich auf eine schützende Unterkunft, wenigstens für Frauen und Kinder, beschränkt haben.

Wenn es auch naheliegt, daß diese Urmenschen Höhlen, Felsspalten oder widerstandsfähige Lehmsteilwände aufgesucht haben, so ist ihre Benutzung doch erst spät nachweisbar. Und wo die Voraussetzungen für Höhlenunterkünfte fehlen, waren die Menschen auf ihre Erfindungsgabe angewiesen.

URSPRÜNGLICHE WOHNUNGEN

Das erste, was der Mensch gebaut haben dürfte, waren die „eigenen vier Wände“ und das „Dach über dem Kopf“. Diese ersten Unterkünfte mögen vielleicht nur aus ein paar

Ästen bestanden haben, die man mit biegsamen Strängen von Schlingpflanzen an einige nahestehende Bäume band. Dieses Gerüst wurde in warmen Gegenden mit Palmblättern, in kälteren Landstrichen mit Rinde und Schilf belegt, und innen mit einer Lagerstatt und ein paar notwen-

digen Gebrauchsgegenständen versehen.

Diese „eigenen vier Wände“ waren des Menschen erstes Eigentum, seine erste Möglichkeit, Geschmack zu beweisen und im mühseligen Leben der damaligen Zeit eine ganz persönliche Sphäre des „Zuhause“ zu schaffen.

Man rechnet heute damit, daß schon der Mensch der Altsteinzeit hüttenartige Wohnbauten kannte, aber wie die ältesten Behausungen des Menschen wirklich aussahen, wissen wir nicht. Einige Wissenschaftler nehmen an, die frühe Menschheit habe in den ersten Jahrtausenden unter Bäumen und Büschen und an windgeschützten Hängen kampiert, aber sich auch schon einen Witterungsschutz nach der Art einfacher Zweighütten aus Ästen und Blättern gemacht. Die ältesten Wohn- und Lagerplätze in Höhlen sind aus China belegt, und erst nach 100 000 v. Chr.

Inhalt

Mein Heim – Meine Burg. Pierre Hilden	2
Wie wohnt der Mensch. ph	3
Krankheitsursache: Wohnung. Dr. Robert Falk	7
Sozialer Wohnungsbau. Camille Frieden	10
Die Wohnung von morgen. J.T.	12
Wohnung zu vermieten. H.	12
Der praktische Rat des Hausarztes. Dr. E.C.	14
Bunte Wohnung	15
Altes erhalten. KAPE	16
Rätsel	19
Vom Bauen und Wohnen in Zaïre. P. Jos. Bettendorf	20
Die Kirche Luxemburgs in ihrem Werden, Wachsen und Wirken. P. Jean Lenz	24
Clairefontainer Studenten. Luni	27
Bücher, die wir empfehlen	28

Nachbildung der prähistorischen Hütten



URSPRUNG DER MENSCHLICHEN WOHNUNGEN



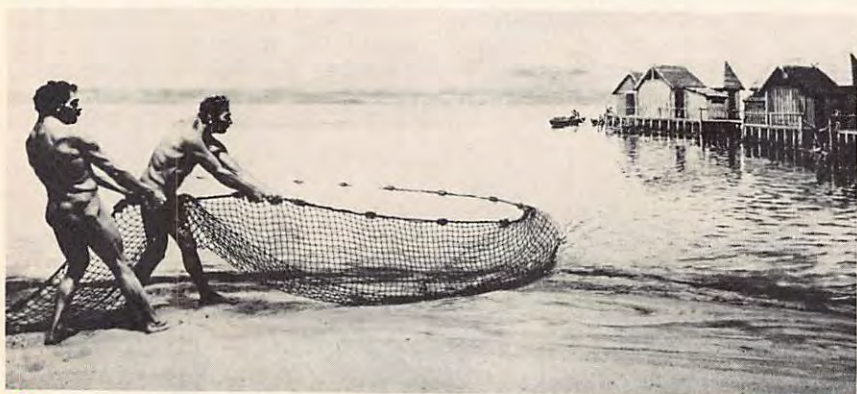
3



1



2



4

5



Ursprung der menschlichen Wohnungen. Bild 1: Unter riesigen überhängenden Felsdächern, unter denen schon die Urmenschen wohnten, stehen die alten Häuser von Laugerie Basse. Bild 2: Der Höhlenbau auf der Insel Malta. Es ist ein zweistöckiges, künstlich in den Fels geschnittenes Gebäude mit vielen Kammern aus der Bronzezeit und diente dem Gotteskult. Die mit rotem Ocker an die Decke gemalten Spiralen weisen auf die kultische Bestimmung dieser Anlage hin. Bild 3: Eine in der jüngeren Altsteinzeit von Menschen bewohnte Höhle in Lascaux. Bild 4: Nachbildung der Phahlbautenbewohner im naturalistischen Gesichtsmuseum in Chicago. Bild 5: Das älteste bisher ausgegrabene Haus der Erde. Es lehnt sich an die Stadtmauer von Jericho (rechts) an und wurde vor 9 000 bis 10 000 Jahren erbaut. Als dieses Haus errichtet wurde, lebten die Menschen von Jericho noch in der Steinzeit, kannten noch keine Töpferei und waren doch schon Städtebauer.

beginnen die Zeugnisse für Höhlenwohnungen zahlreicher zu werden; sie bestimmen die Wohnweise der meisten Menschen bis in die Mittelsteinzeit hinein. Vom Neandertaler Menschen, dessen Alter etwa 200 000 bis 100 000 Jahre beträgt, ist zwar die Benutzung von Höhlen nachweisbar, trotzdem kann man auch selbstgebaute Hütten voraussetzen, da man in Lothringen eine Feuerstelle und einen daneben befindlichen Windschirm aus dem Moustérien entdeckte, also einer Kulturstufe, die vom Neandertaler getragen wurde. Doch der Weg vom ersten Schutzdach, das sich der Mensch errichtete, bis zur frühesten einfachen Hütte irgendwo in Europa war sehr weit, viel länger und beschwerlicher als der spätere Weg von der Hütte zu den großbürgerlichen Prachtbauten des 18. und 19. Jahrhunderts und führt durch zahlenmäßig kaum festzulegende Zeiträume.

PFAHLBAUTEN

Schon einige Jahrhunderte vor Christus wurde das Holz in Europa als Baustoff angewandt. Von Beginn bis ins Mittelalter hinein war das Holz sogar das einzige Material, das die Bauformen der menschlichen Behausung bestimmte. Aus der Steinzeit sind verschiedene Flechthütten nachweisbar, deren Außenwände aus einigen stärkeren senkrechten Stangen mit dazwischen geflochtenen oder gesteckten schwächeren Ästen bestanden. Eine besondere Bedeutung erlangten dabei die bei zahlreichen Ausgrabungen an den Ufern einiger Seen Norditaliens und der Schweiz, am Bodensee und hauptsächlich auch an dem etwa 40 km nördlich vom Bodensee liegenden Federsee gemachten Funde. Ähnliche Pfahlbauten werden noch heute von den Südseeinsulanern über dem Meeresspiegel errichtet.

Emil Nack berichtet in seinem Geschichtswerk „Germanien“ über die Pfahlbaukultur folgendes: „In der letzten Phase der Jungsteinzeit treffen wir im Sumpfgelände der abgelegenen, stillen Seen Süddeutschlands und der Schweiz auf eigenartige, auf Pfählen errichtete Hütten: die Pfahlbauten. Vielleicht hat ein gewisses Schutzbedürfnis die Leute in die von Wanderzügen der Stämme und kriegerischen Unruhen unberührten Gegenden gelockt; vielleicht zwang die stärkere Bewaldung des Alpenvorlandes dazu, die Dörfer an den bisher unbebauten Seerändern zu errichten. Erst vor rund hundert



Hausfundamente aus der vorkeramischen Stufe der Jungsteinzeit, ausgegraben von K. Kerfyon

Jahren führte der damalige niedere Wasserstand der Schweizer Seen zur Entdeckung der aus dem Seegrund ragenden Pfahlköpfe. Seitdem wurden diese Siedlungsstätten untersucht und eine Menge von Überresten aus dem Schlack geborgen, die oft bewundernswert gut erhalten waren. Die Dörfer standen auf den Moorwiesen, waren also ursprünglich Landsiedlungen, die erst nachträglich überflutet wurden. Nur die

ganz wassernahen Häuser standen zum Schutz gegen gelegentliche Überschwemmungen auf pfahlgestützten Plattformen. Die Pfahlreihen an den Seeseiten dienten entweder als Befestigungen oder als Wellenbrecher... Die Pfahlbaudörfer, die beim Ausgang der Steinzeit entstanden, erlebten ihre Blüte in der Bronzezeit.“

Im Innern sind die vorgeschichtlichen Hütten sicherlich einräumig und rundförmig gewesen, und erst später ging man dazu über, sie zu unterteilen, wobei der Vorraum mit dem Herd in der Mitte gewöhnlich als Wirtschaftsraum diente, während der Hinterraum mit erhöhten Lagerstätten eingerichtet war.

VON DER HÜTTE ZUM HAUS

Die weitere Entwicklung von der einräumigen Hütte zum mehrräumigen Haus wurde erst möglich, als der Mensch in der Bauweise vom runden zum eckigen Grundriß überging. Erst die rechteckige Bautechnik erlaubte eine unbeschränkte Häufung mehrerer Bauteile nebeneinander oder hintereinander und gleichzeitig eine Unterteilung größerer Räume in längliche oder gleichseitige Einzelräume. Und hiermit erst wurde das Haus mit dem rechteckigen Innenraum allen Anforderungen des Menschen gerecht. Außerdem ergab sich von nun

Diese Höhle bei Makapansgat (Transvaal) – entdeckt am 23. Dezember 1924 von Professor Dart aus Johannesburg – kann als eine der ältesten uns bekannten menschlichen Behausungen angesehen werden





Die gegenwärtige Konjunkturkrise, die in vielen Ländern der Welt zu beobachten ist, richtet das Interesse der Fachwelt stärker denn je auf kostengünstiges und zukunftsicheres Bauen. Um auch für zukünftige Situationen gewappnet zu sein, kann bei diesem Bausystem später ohne große Schwierigkeiten eine Veränderung bei der Benutzung erfolgen. Bild links: Demonstrativbauvorhaben, Hügelhaus in Stuttgart. Rechts: Maquette einer neuen Siedlung in Karlsruhe. Unser Landsmann Prosper Colling entwarf die Pläne

an die Möglichkeit, die Gebäude waagrecht zu unterteilen, wenn sie die genügende Höhe hatten. Man konnte also aus dem einstöckigen Haus durch Einfügung eines Zwischenbodens ein zweistöckiges Bauwerk schaffen, eine Bauart, die in beengten Raumverhältnissen ein Höchstmaß an Nutzraum sicherte.

VOM HAUS ZUR SIEDLUNG

Mit der beginnenden Seßhaftigkeit, im Übergang vom Jäger zum Pflanzler und Bauern, beginnt das Wohnen des Menschen im eigentlichen Sinn. Er schafft sich eine Umwelt, ein eigenes Milieu. Siedlungen mit geregelten Ordnungen entstehen – bis hin zu den ersten eigentlichen Städten der Menschen im Vorderen Orient und in China. Nur wenige tausend Jahre trennen unsere Häuser und Städte von diesem Anfang. In diesem Zeitraum änderte sich kaum etwas Wesentliches in Bau- und Wohnweise, in der Ordnung der Städte, auch in ihrer Größenordnung – bis im 19. und 20. Jahrhundert die Wohnkultur sich so stark wandelte, daß wir am Anfang einer neuen Epoche des menschlichen Wohnens zu stehen scheinen.

HAUS BEDEUTET HEIMAT

Wenn sich die Formen des Bauens auch wandeln, das Wesen des Woh-

nens aber bleibt sich gleich: der Mensch schafft sich mit dem Haus, das er bewohnt, eine Heimat, die ihm mehr bedeutet als Zweck- und Arbeitsraum.

Das erste, was der Mensch im Leben vorfindet, und das letzte, wovon er scheidet, ist seine häusliche Gemeinschaft. Sie ist ihm das Kostbarste, was er auf Erden besitzt. Sie ist der Hafen, wo er im Kampf des Lebens Schutz und Geborgenheit findet. Ohne Haus und Familie gäbe es für ihn kein Zuhause, keine Heimat; denn Heimat ist letzten Endes nicht ein Land, oder eine Stadt, oder ein

Dorf, sondern ein Haus, das der Mensch mit seiner Familiengemeinschaft bewohnt.

Wieviele Dichter der alten Welt haben schon seit Beginn „ihre“ Heimat mit großen Hymnen besungen, Jerusalem als Mitte der biblischen Frömmigkeit mit dem Haus Gottes auf dem Hügel, oder Rom, das goldene Byzanz! Die modernen Preislieder auf die Heimat unterscheiden sich kaum von diesem Lebensgefühl der Alten. Aber schon in der Sentimentalisierung des Heimatgefühls im 19. Jahrhundert kündigte sich eine Wandlung dieser Lebenswelt an, die inzwischen durch das Schlagwort vom „heimatlosen Menschen“ Gemeingut geworden ist.

Das häusliche Glück

Ein Heim ist mehr als nur ein Gebilde aus Steinen, Mörtel und Holz. Zwischen seinen Mauern spielt sich das Schicksal der Menschen ab. Da findet der Mensch den Frieden und das Glück, wenn er nur will. Im trauten Kreise der Seinen erwartet ihn die wohlverdiente Ruhe nach getaner Arbeit, die liebevolle Aufnahme nach der Hast des werktätigen Lebens. Haben die Leute nicht recht, die nach einer langen Reise beglückt ausrufen: „Nirgends ist es doch so schön wie bei uns zu Hause!“ Wenn dem nicht so wäre, an wem mag es dann wohl liegen?

Nicht eigentlich die moderne Bauweise, die Mietwohnungen schufen diese Wandlung, sondern verantwortlich im letzten ist die soziale Beweglichkeit, die das Industriezeitalter gebracht hat: durch den schnellen Verkehr, durch die Mobilisierung der beruflichen und familiären Ordnungen, durch eine allgemeine und immer noch zunehmende Freiheit aller menschlichen Verhältnisse. Das, woran sich der Mensch im Übergang vom Nomaden zum Pflanzler gebunden hatte, beginnt sich aufzulösen. Trotzdem wird auch in den neuen Formen des Wohnens der Mensch nicht aufhören, eine bleibende Wohnstatt zu suchen. ph

KRANKHEITSURSACHE: WOHNUNG

Über gesundheitliche Risikofaktoren wie Schädlichkeit des Rauchens, des Übergewichts, des Stresses am Arbeitsplatz wird vielfach öffentlich diskutiert. Über den Krankheitsfaktor Wohnung, der seelisch und körperlich ganze Familien und Gesellschaftsschichten beeinflussen kann, herrscht weithin Schweigen und Ungewißheit. Die wissenschaftliche Forschung – speziell die moderne Wohnungsmedizin – bringt einige Tatsachen, die alle alarmieren müssen: den Staat, die Gesellschaft, den einzelnen.

Alle europäischen Wohnungsmediziner werden sich unisono bei dem Züricher Architekten Rolf Keller für sein Buch „Bauen als Umweltzerstörung – Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart“ bedanken. Keller belegt mit Fotos und leidenschaftlichen Texten seine Thesen, zeigt ein internationales Ständenregister des modernen Städtebaus, verdammt, was in den letzten zwei Jahrzehnten von Architekten und Städteplanern, von Bau- und Verordnungs-Beamten an menschenfeindlicher Architektur entworfen und gebaut worden ist. Er klagt über Häuser „die nicht miteinander reden können. Gnadenlos stehen sie beieinander, kontaktlos, vereinsamt wie ihre Bewohner“. Solche Häuser, in denen man sich krankwohnt, sind, wie der Autor beweist, überall zu finden: „In allen politischen Systemen werden die gleichen sichtbaren Verletzungen menschlicher Grundbedürfnisse offenbar.“ Und hier stimmt Rolf Keller mit den Wohnungsmedizinern überein. Sie prangern schon lange die „Verletzung der menschlichen Grundbedürfnisse“ an.

Bundesdeutsche Wohnungsmediziner stellten fest, daß pro Kopf der Bevölkerung rund 28,5 Quadratmeter (einschließlich Korridore, Nebenräume, Balkone) zur Verfügung stehen. Aber: Allein für das Schlafzimmer eines Ehepaares fordern sie als Raumfläche mindestens 20 Quadratmeter, andernfalls sei ein gesunder Schlaf nicht gewährleistet.

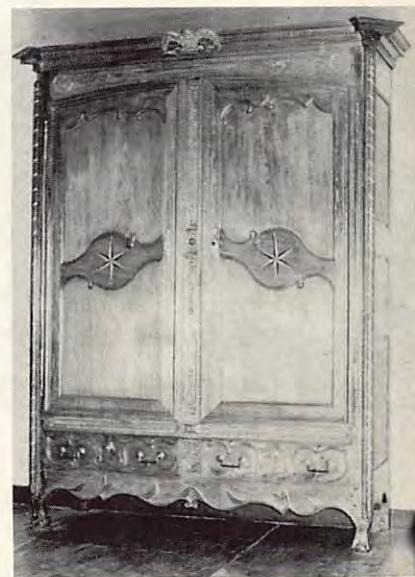
Französische Wohnungsmediziner entdeckten bei Großuntersuchungen in Paris: Ein Wohnraum von weniger als 15 Quadratmeter pro Kopf verursacht auf die Dauer seelische Störungen. Der österreichische Soziologe Dr. Gehmacher fand bei einer Untersuchung von 750 Personen zwischen 30 und 50 Jahren in drei typischen Wiener Wohngebieten 15 Prozent schwere psychische Erkrankungen, die allein auf zu kleinen Wohnraum zurückzuführen waren.

Je mehr Kinder eine Familie besitzt, in desto schlechteren Mietverhältnissen muß sie hausen. Am aller-schlimmsten sind dabei die jungen Familien mit Kleinkindern dran. Die

Überbelegung von Wohnungen bedingt einen Verlust an Freiraum, den ein Kind zu seinen Triebabüerungen, zu seinem Identifikationsprozeß unbedingt braucht. Ein Verlust an Freiraum führt zu Verzögerungen und Störungen der psychischen und intellektuellen Entwicklung.

Eine sehr große Rolle spielt die mangelhafte Schallisolation der meisten Wohnungen. Die Mehrheit aller Mütter muß regelmäßig ihre Kinder zur Ruhe anhalten, um Auseinandersetzungen mit Nachbarn und anderen Familienmitgliedern vorzubeugen.

Nicht nur in der westlichen Welt, auch in den „sozialistischen“ Staaten werden die Großstädter öfter krank, leiden häufiger an Erkan-



Altbausanierung und -modernisierung werden immer aktueller. Verkehrsgünstige Lage, große Zimmer und Abstellräume, niedrige Mieten – das sind die meistgeschätzten Vorteile von Altbauwohnungen. Durch einen klug geplanten Umbau kann der Wert einer Altbauwohnung so wesentlich gesteigert werden, daß sie mit einer Neubau-Komfortwohnung ohne weiteres konkurrieren kann. Bild rechts: Alter Kunstschrank aus dem Syrtal, um 1850. Unten links: Teilansicht des Wohnraums einer umgeänderten Altbauwohnung. Unten rechts: Blick vom Living in die Küche derselben Wohnung





Wohl kaum zu irgendeiner Zeit gab es bei der Wohngestaltung so viele Möglichkeiten wie heute. Um dieser Vielfalt zu begegnen, entstand die Forderung nach materialgerechtem und farbgerechtem Bauen und Einrichten. Das bedeutet, daß die Architektur und die Anwendung von Farbe im Raum keine belanglose Spielerei, sondern daß sie eine direkte Einwirkung auf den biologischen Zustand des Menschen haben. Das harmonische Zusammenleben der Familie muß eine stete Sorge der Architekten sein. Die Harmonie aber ist nur möglich, wenn man eine klare Vorstellung hat über die Rolle, die jedes Mitglied spielt, und über die Beziehungen, die zwischen ihnen im täglichen Leben bestehen. Die wichtigste Funktion der Wohnung aber ist es, den Menschen zu isolieren, ihn dem Druck des kollektiven Lebens zu entziehen. Im Rhythmus eines gesunden und ausgeglichenen Daseins muß es neben der Zeit des Gemeinschaftslebens eine Zeit der Isolierung geben

kungen der Atemwege und an frühzeitiger Arteriosklerose, werden vorzeitiger zum Pflegefall und sterben früher als die Einwohner kleiner Gemeinden. Soziologen und Wohnungsmediziner machen dafür die Wohnungen, vor allem die Wohnsilo- und Massenquartiere verantwortlich.

1. Den Mietern in Wohnblocks und Wohnhochhäusern geht das Selbstbewußtsein der „Eigenheimer“ ab; das wirkt sich negativ auf die körperlich-seelische Gesundheit aus.
2. In vielgeschossigen Mehrfamilien-Häusern, gar in Hochhäusern,

kommt es durch Warmluft-Aufwinde in Treppenhäusern und Fahrstuhlschächten nach oben hin zu einer Anreicherung der Luft mit Krankheitskeimen.

3. Hochhäuser, die unter Verwendung von Stahl und Stahlbeton errichtet werden, schirmen das biologisch wichtige elektrische Erdfeld ab. Das moderne Baumaterial selbst steigert die elektrische Aufladung der Luft. Abschirmung wie Aufladung verursachen schnellere Ermüdbarkeit und größere Krankheitsanfälligkeit.
4. Die Betonmassen neuerer Wohnungen leiten den Schall ungleich besser als gemauerte Häuser. „Hellhörige“ Häuser machen nicht nur über das Ohr nervös, stören nicht nur den Schlaf, sie mindern das Gefühl der Intimsphäre und Geborgenheit, das ein gutes Zuhause ausmacht.
5. Familien, besonders Kinder und ihre Mütter in Etagenwohnungen, haben einen sozial isolierten, räumlich beengteren Lebensraum. Sie kommen weniger ins Freie als Hausbewohner mit Garten.

Eine „gesunde“ und „ungesunde“ Wohnung ist nicht allein nach ihren Quadratmetern zu beurteilen. Ein paar allgemeine Grundsätze hat der Hamburger Sozialhygieniker Professor Hans Harmsen aufgestellt:

- ★ Jedes Familienmitglied, auch jedes Kind sollte über einen eigenen Raum verfügen können. Kinderzimmer müssen dabei wenigstens 8 Quadratmeter Grundfläche haben. Bad und Toilette sollten stets getrennt sein. Wichtiger – und hygienischer – als eine Badewanne ist eine Dusche.
- ★ Mindestens die Hälfte der Zimmer sollte Fenster nach Osten,





Die meisten Menschen träumen von einem Eigenheim oder einer Eigentumswohnung. Das ist gerade in der heutigen Massengesellschaft zu verstehen: Irgendwo will jeder sein eigener Herr sein, sein eigenes Zuhause haben. Sagen zu können: „Ich gehe jetzt nach Hause“, ist dem Menschen eine Notwendigkeit, damit er sein Dasein würdig gestalten und seine Fähigkeiten voll und ganz zur Entfaltung bringe

Süden oder Westen mit ungehindertem Lichteinfall aufweisen. Die Fenster sollen sich öffnen lassen, nicht etwa als Kippfenster gebaut sein.

- * Die Mindestforderung für die Küche: ein modernes, leicht sauberzuhaltendes Tiefspülbecken an Stelle der noch weitverbreiteten flachen Spülsteine. Eine separate Speisekammer.

Allein schon diese wenigen Mindestforderungen dürften selbst in modernen Neubauvierteln von Großstädten vorläufig noch als Utopie anzusehen sein.

Wenn schon Erwachsene durch räumliche Enge, mangelhaften Schallschutz und biologisch ungutes Raumklima „überstreßt“ werden (Nervosität, Blutdruckschwankungen, Schlaflosigkeit, Herz- und Kreislaufstörungen sind die Folge) und diesen Druck nur mühsam durch

Vernunft und Disziplin ausgleichen, wieviel eher müssen Kleinkinder und Heranwachsende unter solcher Art ungesunden Wohnens leiden. Psychologen und Pädagogen warnten bisher vergeblich vor den Folgen, wenn ein Kind sich nicht genügend austoben, seinen Bewegungs- und Entwicklungsdrang nicht genügend entfalten kann: Konzentrationsmangel, Gemütsverkümmern, Wertblindheit, Sensationshunger, Kontaktstörungen.

Vor Jahren schon wies der Frankfurter Psychologie-Professor Alexander

Mitscherlich auf die „Unwirtlichkeit“ unserer Städte hin. Heute fragt der Züricher Rolf Keller nach dem „Herkules, der diese unzähligen Augiasställe ausmisten wird“. Einer allein kann das nicht. Hier – und nirgendwo besser – ist das Mittel der Bürger-Initiativen angebracht, um den Architekten und Städteplanern die längst notwendigen Grenzen zu ziehen. Höchste Zeit, daß sich alle – und nicht nur die Spezialisten – um das Wichtigste kümmern, was der Mensch zum Leben braucht: um das gesunde Zuhause. Höchste Zeit, daß weitere Fehlplanungen und Umweltzerstörungen verhindert werden. Nicht die angeblich rationelle Ausnutzung des vorhandenen Raums, nicht die Frage der Finanzierung dürften zum Maßstab gesetzt werden. Vor aller materieller Kalkulation steht das oberste Gebot, daß Wohnungen den Menschen jeden Alters und jeder Herkunft zu dienen haben – als Ort der Ruhe und Erholung und Geborgenheit für Körper und Seele.
Dr. Robert Falk

Das eigene Heim

**Der Mensch braucht ein Plätzchen,
Und wär's noch so klein,
Von dem er kann sagen:
Sieh hier, dies ist mein!**

Sozialer Wohnungsbau

Es gibt kaum ein Thema, über welches man mehr spricht als über dasjenige des „Sozialen Wohnungsbaues“. Besonders groß wird es geschrieben im Schmelztiegel politischer Spekulationen.

Die ersten Fragen, die gestellt werden müssen, sind folgende:

1. Was bedeutet der Begriff „Sozialer Wohnungsbau“?
2. Wie wird er durchgeführt?
3. Wer finanziert ihn?

Jeder ist damit einverstanden, daß ein normales Wohnen mit neuzeitlicher Hygiene Grundbedingung zur körperlichen und geistigen Entfal-

lung bleibt. Wir brauchen zur Lösung des Problems weniger Statistiken darüber zu führen, als vielmehr die menschliche Moral und den gesunden Menschenverstand anzusprechen.

Auf die Frage, wie sich der Soziale Wohnungsbau durchführt, kann geantwortet werden, daß er sich im Zusammenhang mit der Wirtschaftsentwicklung ergibt und sich nach gegebenen Möglichkeiten in der Proportion der zur Verfügung gestellten Finanzen selbst durchführt.

Wir haben Bau-Gesellschaften gegründet, welche sich mit der Frage des Sozialen Wohnungsbaues auseinandersetzen, sei es die „Société des Habitations à Bon Marché“ in Luxemburg oder verbilligte Bausysteme im Sinne der Vorfabrikation. Darüber hinaus wurden Prototypen von Wohnhäusern entworfen, die sich als Reihenhäuser oder sogar als Einzelhaus finanziell bewähren sollen.

Dabei liegt die größte Ökonomie im gut durchstudierten Grundriß. Man kann wohl sagen, daß weder die Regierung noch die Gemeinden nichts versäumt haben, um den Sozialen Wohnungsbau zu ermöglichen. Man erwarb verhältnismäßig billige Grundstücke, urbanisierte sie und versah dieselben mit Kanalisationen und Verkehrswegen. Darüber hinaus wurden Kredite proportional zur gesamten Finanzsituation zur Verfügung gestellt. Erst als die Boden- und Wohnspekulation mit all ihren finanziellen Risiken einsetzte, begann die Gefahr für den Sozialen Wohnungsbau.

Infolge Einsparens des Baugeländes und der Dachfläche glaubte man eine vermeintliche Verbilligung des Bauens im Verhältnis zum Einzelwohnhaus mit dem Hochhaus zu erreichen. Erwiesen hat sich dabei das Gegenteil. **Urbanistisch** gesehen, überlastet das Hochhaus die Stadtzentren. **Materiell** gesehen, verteuert es sich ab 7. Stockwerk um ein Bedeutendes. **Moralisch** gesehen, wirken sich Monotonie und Verzicht auf Grünflächen auf das Wohngefühl negativ aus.

Rückblick auf die luxemburgische Gesetzgebung für die Förderung des Sozialen Wohnungsbaues

Im Jahre 1949 erschien der ministerielle Beschluß über die Wiederein-



Auch die Ästhetik soll beim Wohnungsbau nicht zu kurz kommen. Die Schönheit und Gefälligkeit der architektonischen Formen ist eine wichtige menschliche Anforderung. Man soll nicht darauf verzichten. Gewiß ist Ästhetik kostspielig. Doch andererseits ist die exzessive Gleichförmigkeit eine der größten Plagen des modernen Wohnungsbaus. Es gibt oft weite Wohnblöcke ohne Unterbrechung, wo es doch leicht gewesen wäre, das Ganze aufzulockern und etwas Abwechslung in die Fassade hineinzubringen, wie z. B. bei diesen beiden Häusern in Strassen



führung der Bauprämien und im Juli 1949 das Gesetz über die zinsverbilligten Kredite. Beide waren zunächst nur anwendbar in Ortschaften, in denen Wohnungsnot herrschte oder in Ortschaften, wo Interessenten ihre Hauptbeschäftigung ausübten. Dabei mußte der Interessent die luxemburgische Nationalität nachweisen, sein steuerbares Einkommen durfte nicht höher als 125 000 belgische Franken pro Jahr sein (zuzüglich 5 000 Franken je minderjähriges Kind) und das gesamte steuerbare Vermögen nicht höher sein als 500 000 Franken.

Die **Bauprämien** beliefen sich auf 30 000 Franken (zuzüglich 5 000 Franken für jedes minderjährige Kind) und wurden ausbezahlt unter der Bedingung, daß die „Gemeinde, in welcher das Haus erstellt wurde, eine Gemeindeprämie bewilligte in Höhe von wenigstens 50% der Staatsprämie“. Dabei lag die Grenze des Darlehens bei 300 000 Franken und durfte nicht höher sein als die Summe der Gestehungskosten des Grundstücks, sowie der Baukosten.

Ausschließlich Ausschachtungsarbeiten, Außenanlagen und Einfriedigung, Heizung, Badezimmer und Architektenhonorare durften die Gesamtbaukosten nicht höher als 500 000 Franken sein.

Für die Bewährung von verbilligten Darlehen stellte die Regierung einen Kredit von 150 Millionen Franken zur Verfügung, welcher 1951 auf 350 Millionen, 1952 auf 400 Millionen und 1954 auf 600 Millionen erhöht wurde.

Ab 1954 waren die verbilligten Kredite nur noch für kinderreiche Familien zugänglich. Sie konnten dann nicht bloß bewilligt werden für die Erbauung oder den Erwerb von neuen Wohnhäusern, sondern auch für den Erwerb von älteren Wohnhäusern.

Ab 1956 konnten jeder Bauherr oder Erwerber innerhalb des ganzen Landes die Bauprämie erhalten, welche auf 24 000 Franken (zuzüglich eines Zuschlags von 6 000 Franken für jedes minderjährige Kind) verändert wurde. Gleichzeitig wurde eine Erwerbsprämie in derselben Höhe eingeführt, welche „unter den gleichen Bedingungen jeder kinderreichen Familie (drei und mehr Kinder) zugänglich wurde, ohne jedoch 20% des Kaufpreises überschreiten zu können.“

Außerdem führte die Regierung 1951 die Prämien für hygienische Verbesserungen ein.

Camille Frieden



„Nichts baut sich in der Welt ohne einen beharrlichen und fruchtbaren Dialog zwischen dem Ingenieur und dem Architekten. Die Aufgaben des Ingenieurs: Kenntnis des Menschen mit seinen Problemen, schöpferische Phantasie, Schönheit, Freiheit der Wahl“ (Le Corbusier). Bild oben: Die Wohnung ist etwas, wohin man immer wieder zurückkehrt, und die deshalb jeder nach seinem Geschmack einrichten soll. Bild unten: Ein Ebplatz in der Küche ist für wochentags oft praktisch und spart zudem der Hausfrau, die noch beruflich tätig ist, sehr viel Zeit



DIE WOHNUNG VON MORGEN

Zunächst einmal ist unser Wohnen vom Haus abhängig, in dem wir wohnen. Die „Mietskaserne“ ist hierfür die abschreckendste Form aller Wohnphasen. Denn jede Einengung des Beieinanderwohnens schuf immer und schafft auch heute noch in derartigen Wohnverhältnissen leichte Reizbarkeit der Nachbarschaften neben-, über- und untereinander. Sie wird zur Ursache der vielseitigsten Unverträglichkeiten, des Ärgers und der Unzufriedenheit. Die unvermeidbare Folge all dieser Erscheinungen sind Haus- und Familienstreitigkeiten, die schließlich zur Wohnflucht führen: der Mann, die Frau und schließlich auch das Kind vertreiben sich ihre freie Zeit lieber anderswo als zu Hause.

Fort also vorerst mit dem engen und immer wieder beengenden Raum des Wohnens! Für die Wohnsiedlungen von morgen ist als erster Grundsatz der, für Raumbeweglichkeit einzutreten. Und wenn es hierfür auch weder ein Schema noch eine Patentlösung gibt – wir wollen und müssen vom künftigen Wohnen zuallererst einen großen Wohnraum für das gemeinsame Familienleben und -erleben erwarten. Dabei dürfen wir aber keineswegs außer acht lassen, in die Wohnung auch jene Kleinraumeinteilung miteinzuplanen, in der jedes Familienmitglied auch einmal die Stille und Zurückgezogenheit aufsuchen kann.

Der Mensch von morgen wird und will mehr Freiheit und Freizeit haben als der von gestern. Das Beieinanderwohnen, das für das einzelne Familienmitglied alles andere als eine Fessel werden soll, wird bei einer richtigen Raumverteilung jedem die Möglichkeit geben, sich zu Hause wohlfühlen und ihm Anregungen und Ansporn geben, sich im Heim frei und ungehemmt zu entfalten. In der neuzeitlichen Wohnung sollte dem Kinde ein Spielplatz eingeräumt werden, dem Heranwachsenden die Bastel-, Lese- oder Handwerksecke, dem Manne eine Stätte, seinem „Hobby“ nachzugehen, und der Mutter und Hausfrau eine Mußecke. Das

wird in innenbaumäßiger Konstruktion ermöglicht durch die versetzbare Trennwand. Räume, die sich als zu groß erweisen, werden durch sie unterteilt. Kleine Räume werden zu einem größeren vereinigt, wenn man eine derartige Trennwand mit einigen Handgriffen wieder entfernen kann.

Die finanzielle Seite des Bauens und Wohnens ist natürlich eine Frage für sich; wir werden sie an anderer Stelle dieses Heftes behandeln.

DIE KÜCHE

Auch die Küche kann auf diese Weise Umwandlungen erfahren, und der Raum, der heute der Geselligkeit oder einer Festlichkeit dient und als solcher in seiner vollen Größe beansprucht wird, kann morgen durch eine falt- oder schiebewand wieder zurückgewandelt werden in andere Wohngliederungen der Zweckmäßigkeit und des guten Geschmacks.

Eine moderne Hausfrau hat einen legitimen Anspruch auf einen modernen Arbeitsplatz. Denn das ist in zahlreichen, mit wissenschaftlicher Sorgfalt durchgeführten Tests bewiesen: Die nach funktionellen Gesichtspunkten geplante moderne Küche erspart der Hausfrau gegenüber der früher üblichen Küche mit einzelnen Möbeln und Geräten 60% der Wege und rund ein Drittel der Arbeitszeit. Das ist wahrhaftig eine ganze Menge. Und wenn man diese Einsparung auf 25 Ehejahre umrechnet, dann läuft man in der Küche insgesamt 3 000 Kilometer weniger, und die Arbeitszeit reduziert sich um fünf ganze Jahre, wenn man einen achtstündigen Arbeitstag zugrundelegt.

Es gilt also zunächst einmal der Hausfrau unnötige Wege zu ersparen, und zum anderen alles so praktisch wie irgend möglich anzuordnen. Das bedeutet, daß in unmittelbarer Nähe zum Eßplatz sich die Anrichte befindet, wo Speisen, Geschirr und Gläser abgestellt und aufbewahrt werden. Nicht jeder Grundriß einer Wohnung ist so angelegt, daß der an die Küche angrenzende Raum als Speisezimmer eingerichtet werden kann und etwa zugleich noch eine Durchreiche von der Küche in diesen Raum besitzt. Nicht selten wird ein Eßplatz zusätzlich eingerichtet, obwohl im Wohnzimmer eine EBecke oder gar ein Eßzimmer vorhanden ist. Viele Frauen sind heute berufstätig und stehen deshalb vor der Aufgabe, die Hausarbeit gewissermaßen „nebenbei“ zu erledigen. Aber auch die Hausfrau ohne Hilfe, mit Kindern, sieht darin eine dankbare Erleichterung, wenn zumindest zeitweilig Mahlzeiten in der Küche eingenommen werden können.

Die Hauswirtschaftler haben in einer Studie nachgewiesen, daß sich im Haushalt allein durch die Einrichtung einer modernen An- und Einbauküche erhebliche Zeiteinsparungen erzielen lassen. Die meisten technischen Hilfsgeräte im Haushalt haben die gleiche Wirkung.

Wohnung zu vermieten

Man hat manchmal den Eindruck, als ob die Bevölkerung eines Landes in zwei feindliche Heerlager gespalten sei: in Mieter und Vermieter, Wohnungssuchende und Wohnungseigentümer. Zwischen beiden Parteien wogt ein beständiger Kampf bezüglich des Mietpreises.

Ähnliche Übertreibungen zeigen sich vielfach auf dem Bausektor: Die Grundstückspreise klettern ebenso wie die Baupreise; und manche Familie, die sich seit langem ein Eigenheim wünscht, muß vor der Preissteigerung kapitulieren. Vor allem die Familien mit einigen Kindern, die ohnehin im Schatten des Wohlstandes leben, haben oft keine Chance, den Wettlauf zwischen erspartem Geld und erhöhten Grundstücks- und Baupreisen zu gewinnen.

Die christliche Soziallehre hat immer wieder sowohl die Grundstücksbesitzer als auch die Wohnungseigentümer und Mieter zu gegenseitigem Verständnis und zur Rücksichtnahme gemahnt. Mit Gesetz und Gerechtigkeit allein können die auf beiden Seiten bestehenden Schwierigkeiten nicht behoben werden. Dazu gehören auch Barmherzigkeit und christliche Liebe.

Es stimmt schon: Auf dem Wohnungsmarkt herrschen oft „bittere Zustände“: Haß und Feindschaft, Wucher und Herzlosigkeit. Das Christentum hat sich hier in irgendeinen Winkel verkrochen. Das christliche Gewissen, das zwar jeden Diebstahl, jedes Versagen in punkto sittlicher Moral ankreidet, scheint vielfach zu schweigen, wenn etwa ein Wohnungsinhaber, ansonsten guter Christ, Familien mit Kind ablehnt, oder seinen Mietpreis, einschließlich Mietvorauszahlung, Kautions- oder Baukostenzuschuß, über Gebühr in die Höhe treibt.

Bittere Zustände? Ja, und noch mehr. Hier erweist sich das Versagen vieler Christen, die zwar die Botschaft der Nächstenliebe hören, sie aber im Kern noch gar nicht erfaßt haben. Sie verwechseln ein biederes Sonntagschristentum mit christlicher Lebenshaltung, die sich im Alltag bewährt, beim Nachbarn nebenan und bei der Formulierung einer Zeitungsannonce, in der es heißt: Wohnung nur an kinderlose Mieter zu vermieten.

H.



Wir müssen bauen für den Menschen und für die Menschen, d. h. ein Problem lösen, das zugleich individuell und sozial ist. Der Mensch hat es nötig, sich in einen bestimmten Ort zu integrieren, wo er die zu seinem physischen, sozialen, geistigen und seelischen Leben notwendigen Elemente vorfindet. Es hat lange gedauert, bis die Menschen das Wohnproblem der sozialen Frage integriert hatten

FREUDE AM WOHNEN

Manchen Leuten sagt man nach, sie beauftragten einen Architekten mit dem Bau ihres Hauses – fünfzig Quadratmeter Wohnraum und mehr, große Parkanlage, Doppelgarage, Swimmingpool – und kümmern sich dann nicht weiter darum. Zum Schluß werde dann noch ein Innenarchitekt hinzugezogen, der die Barockmadonna für die Nische in der Diele besorgt, chinesische Teppiche für die Wohnhalle, Carrara-Marmor hier und Palisander dort.

Das Haus wird sicher repräsentativ, ein perfektes Haus zum Vorzeigen – aber wird es auch ein Haus zum Wohnen, zum Sichwohlfühlen, ein Zuhause-Sein? Der große Irrtum besteht in diesem Fall doch darin, ein Haus nur einzurichten „für die anderen“, für die staunenden Besucher,

statt in erster Linie daran zu denken, daß man hier selber wohnen, leben, sich wohlfühlen will.

Natürlich soll eine Wohnung mit Liebe und Geschmack eingerichtet sein: ein Teppich, der Wärme und Behaglichkeit schafft, Bilder und Blumen, die Freude und Leben ausstrahlen, Bücher und etliche andere Dinge, die einem den Alltag verschönern und angenehmer gestalten. In der Mode gilt das Wort, wahre Eleganz sei dann erreicht, wenn man nichts mehr wegnehmen könne. Ein bißchen hat das auch beim Wohnen Gültigkeit.

Wer seine eigenen vier Wände liebt, ändert bei passender Gelegenheit dies und das, er fügt einen neuen Gegenstand hinzu, ersetzt einen andern, wechselt Bilder aus. Irgendwo ist auch das Recht veran-

kert, den eigenen Geschmack zu wandeln. Denn wohnen heißt ja auch seine Umwelt verändern wollen.

Zum Schluß sei auch noch eine Lanze gebrochen für jenen feinen Grad der Unordnung, die zum wahren Wohnen dazugehört. Nichts ist schlimmer als eine Wohnung, die immer aufgeräumt ist, wo jeder Stuhl akkurat an seinem Platz steht, eine Wohnung, in der man kaum zu atmen wagt, weil die kritisch folgenden Blicke der Hausfrau unsichtbaren Schondecken gleichen.

Es war Zuckmayer, der einmal sagte, ein Haus ohne Kind und ein Haus ohne Hund seien für ihn nicht vollkommen. Beide bringen jenen sanften Grad von Unordnung in die Wohnung, der zum Leben eigentlich dazugehört.

J.T.



Der praktische Rat des HAUSARZTES

Das Haus ist die Voraussetzung für die geistige und körperliche Entfaltung der Person, es ist das Zentrum der Familie, deren Leben sich in seinen Mauern abspielt. Es ist klar, daß beim Planen des Hauses, neben allen bautechnischen Erfordernissen und modernen Bequemlichkeiten, auch den hygienischen Normen Rechnung getragen werden muß. Meistens ist dies der Fall, trotzdem kann man manchmal beobachten, daß gerade beim Planen elementare Fehler unterlaufen sind, die man hätte vermeiden können, oder daß man nicht an sogenannte „Kleinigkeiten“ gedacht hat, die dann beigetragen hätten, das Haus wohnlicher und gesünder zu gestalten.

Schon mit der Wahl des Bauplatzes fängt es an! So ist es z. B. nicht einerlei, ob die Hauptfront des Hauses nach Norden oder nach Süden zu liegen kommt. Je nachdem dies der Fall ist, muß die Verteilung der Zimmer eine andere sein, was manchmal große Ausführungsschwierigkeiten mit sich bringt. Wenn man allerdings gezwungen ist, sich einem bestehenden Bebauungsplan einzuordnen, sind die Bedingungen von vorneherein festgelegt; dann kann man nur versuchen, das Beste herauszuschlagen.

Auch auf das Material, mit dem das Haus errichtet wird, kommt es an. Nicht genug warnen kann man vor dem Gebrauch von Zementblöcken

oder **Zementziegeln**, besonders wenn sie keine Hohlräume haben. Sie sind richtige Wasserspeicher. Läßt der fehlende oder ungenügende Bewurf des Hauses Wasser eindringen, so geben diese Ziegel es nach innen, in die Wohnräume ab. Man kann dies an den Tapeten erkennen; sie werden mit der Zeit feucht und schimmelig, die Bauziegel zeichnen sich an ihnen ab. Daß ein feuchtes Zimmer, besonders wenn es sich um das Schlafzimmer handelt, ungesund ist, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Vorzuziehen sind die **roten Bauziegel**, so wie wir sie in unserm Land kennen. Sie nehmen kein Wasser auf, haben meist Hohlräume, so daß man sicher sein kann, später trockene und gesunde Wohnräume

Dem Menschen, der Familie, dem Kind mehr Licht und Luft zu geben, ist einer der wichtigsten Zielpunkte des modernen Wohnbaus. Jeder Teil der Wohnung hat eine Funktion. Der Architekt stellt nach den Bedürfnissen jeder – kleinen oder großen – Familie seine Pläne her



zu haben. Die Mehrkosten, die das Bauen mit roten Ziegeln mit sich bringt, fallen kaum ins Gewicht. Ist das Haus infolge seiner Lage dem Regen stark ausgesetzt, so ist es angezeigt, die exponierte Wand mit wasserundurchlässigen Platten aus Plastik oder Eternit zu bekleiden. In unseren Gegenden ist besonders die **Westseite** des Hauses gefährdet, da sie dem Regen am meisten ausgesetzt ist. Es ist daher auch nicht ratsam, an der Westseite Türen oder Fenster vorzusehen, da sie richtige Eintrittsporten für Wind und Regen sind. Wie oft kann man beobachten, daß in solchen Häusern bei Sturm- und Regenwetter das Regenwasser durch den unteren Türspalt bis in den Hauseingang geblasen wird.

In letzter Zeit kann man des öfteren feststellen, daß manche Häuser zur Südseite fast nur aus überdimensional großen Fenstern bestehen. Im Bestreben gesund zu leben, will man möglichst viel Sonnenlicht in die Wohnräume eindringen lassen. An sich ist der Gedanke lobenswert, nur darf man eine Schutzvorrichtung gegen zu intensive Sonnenbestrahlung nicht vergessen; zudem ist es fraglich, ob in unseren sonnenarmen Gegenden eine solche Anordnung angezeigt ist, da man infolge der großen Fensterflächen in der schlechten Jahreszeit mit einem großen Kälteeintritt rechnen muß.

Daß **Schlaf- und Wohnräume** wo möglich an der **Sonnenseite** liegen sollen, ist bekannt; Küche, Abstellräume, W.C. und Badezimmer können an der Nordseite liegen. Eine richtige Unsitte besteht darin, das bekannte „Örtchen“ neben dem Haupteingang des Hauses anzubringen. Schon von weitem macht uns das kleine Fenster neben der Eingangstür darauf aufmerksam, daß man beim Planen des Hauses nicht viel Phantasie entwickelt hat! Schon allein aus ästhetischen Gründen dürften solche Fehler heute nicht mehr vorkommen.

Wo soll man wohnen; in der Stadt, in unmittelbarer Nähe des Arbeitsplatzes, oder auf dem Land? – Die moderne Stadt mit ihrer Hetze und ihrer Unruhe treibt den Menschen zurück

aufs Land. An Stelle der Landflucht haben wir jetzt eine Stadtfucht! Sie ist durch die modernen Bewegungsmittel, Tram, Eisenbahn und Auto möglich geworden. Diese „Rückkehr zur Scholle“ ist begrüßenswert, weil das Leben auf dem Lande bestimmt gesünder ist, als das Leben in der Stadt! Man lebt mitten in der Natur, kann Gartenarbeiten verrichten, erholsame Spaziergänge machen, frische Luft – ohne Autoabgase – einatmen und schläft nachts in einer entspannenden und erquickenden Ruhe. – Eventuelle Nachteile des Landlebens werden dadurch reichlich aufgewogen!

Wenn man von Wohnung und Gesundheit redet, darf man die **Unfallgefahren** nicht vergessen, denen man im Haus ausgesetzt ist. Daß dies keine groteske Behauptung ist, beweist die statistisch belegte Tatsache, daß sich die meisten Unfälle im eigenen Heim ereignen. Zwar sind viele durch das ungeschickte Manipulieren von Hausgeräten aller Art bedingt, während andere der Unachtsamkeit der Benutzer zuzuschreiben sind. Wahr bleibt trotzdem, daß so manche Unfälle von vorneherein hätten vermieden werden können. So müßte man z. B. dafür Sorge tragen, daß die Fußbodenbeläge aus nicht zu glattem Material bestehen, daß die Teppiche nicht auf der Unterlage rutschen, daß die Beleuchtung des Treppenhauses genügend ist, daß ein Geländer neben der Kellertreppe angebracht ist, u.dgl. mehr.

Besonders wichtig ist, vom gesundheitlichen Standpunkt aus betrachtet, die **Erwärmung der Räume** und der **Schutz vor der Zugluft**.

Heutzutage wird kaum noch ein Haus gebaut, das nicht durch eine Zentralheizung erwärmt wird. Dadurch erübrigen sich viele Vorsichtsmaßnahmen, die man bei den früheren Heizsystemen – offene Kamine und Öfen – beobachten mußte. Allerdings müssen die Radiatoren sinngemäß angebracht werden, unter das Fenster, wo die Kaltluft einfällt, und nicht in eine Zimmerecke, wie man es noch oft sehen kann.

Sehr zu empfehlen sind die modernen **Thermophanfensterscheiben**; sie bestehen aus zwei Scheiben, die durch einen Hohlraum getrennt sind. Sie sind zwar etwas teurer als gewöhnliche Fenster, aber sie machen sich bezahlt, und da sie besser isolieren, spart man Brennstoff. Zudem schützen sie vor zu brüskem Kälteeinfall, wodurch die Entstehung von Zugluft vermieden wird! Nichts aber ist gefährlicher als der „heimliche



Nicht wenige Menschen ziehen es heute vor, im eigenen Häuschen am Stadtrand oder auf dem Land zu wohnen. Wer es wegen der hohen Grundstücks- oder Baupreise nicht schafft, dem bietet sich als Ersatzlösung die Eigentumswohnung an. Bild: Moderner Hausbau in Luxemburg ... mit seiner heimischen Einrichtung

BUFFE WOHNUNG

Farben beeinflussen unser Seelenleben. Wir sind farbmütiger geworden. Nicht nur in der Mode, auch in der Wohnung sind kräftige, lebhaftere Farben, die man noch vor einigen Jahren als unmöglich empfunden hätte, begehrt. Doch ein Zuviel an Buntheit in den eigenen vier Wänden, die nicht harmonisiert – und Sie fühlen sich zu Hause nicht mehr wohl. Psychologen haben erkannt, daß Farben sich positiv oder negativ auf die Stimmung eines Menschen auswirken können.

Der Gesamteindruck, den die Wohnung macht, wird nicht von den einzelnen Möbeln, sondern von den vorherrschenden Farben bestimmt. Man kann sogar mit Farben zaubern:

- * Dunkle Farben erzeugen den Eindruck von Enge.
- * Helle Farben vermitteln Weiträumigkeit.
- * Einfarbige Flächen lassen die Wohnung größer,
- * gemusterte Flächen sie kleiner erscheinen.

Diese Regeln sollte man berücksichtigen. Und zwar nicht nur beim Anstreichen der Wände oder bei der Wahl der Tapeten, sondern auch, wenn es um die Verarbeitung der Möbel, Verhangstoffe und Teppiche geht.

In jedem Zimmer sollten zwei Grundfarben vorherrschen. Noch sicherer geht man, wenn man sich für eine dominierende Farbe entscheidet und dazu eine verwandte Nuance wählt. Auch die Himmelsrichtung, zu der das Zimmer gelegen ist, spielt bei der Wahl der Farben eine wichtige Rolle.

Durchzug“, den man fast gar nicht wahrnimmt. Der Organismus reagiert nicht dagegen und das Resultat sind Erkältungskrankheiten, Schnupfen, Halsmandelentzündungen, Rachenkatarrh, Bronchitis und dgl. mehr. – Aus derselben Ursache sollen Türen und Fenster dicht schließen, was man durch Anbringen von besonderen Filzstreifen leicht erreichen kann. Um die Luftzirkulation zwischen den einzelnen Räumen zu unterbinden, kann man im Türrahmen, auf dem Boden, eine Holzschwelle anbringen, so daß sich die Tür beim Schließen an diese Schwelle anlegt; jeder Durchzug von einem Zimmer in das andere wird dadurch unterbunden.

Ich möchte nicht verfehlen, auf die modernen **Lüftungsvorrichtungen** hinzuweisen, wie z. B. die **Unitaslüftungen**. Am oberen Fensterbrett angebracht, ermöglichen sie eine Zimmerdurchlüftung ohne Öffnen der Fenster und ohne Entstehen von Zugluft. Es würde uns zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen, nur eines möchte ich unterstreichen, daß durch ihr Anbringen das Wohnen angenehmer und gesünder wird.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß gerade im **Badezimmer eine genügende Belüftung** von der allergrößten Bedeutung ist, besonders wenn das Badezimmer durch einen Gasofen erwärmt wird. Mir sind mehrere Fälle bekannt, wo eine mangelhafte Durchlüftungsmöglichkeit den Tod der sich badenden Personen zur Folge hatte.

Dr. E.C.

ALTES ERHALTEN

Zu allen Zeiten waren schöne Gebäude ein äußeres Merkmal für Wohlstand und Macht der Besitzer, so entstanden Prunkvillen und große Stadtvillen. Daneben versuchte auch die weniger wohlhabende Landbevölkerung mit den bescheidenen Mitteln, die sie besaß, die Wohnungen und die dazugehörigen Gebäude durch kleine Besonderheiten zu verschönern. Man findet sehr oft in den einfachen Gebäulichkeiten Merkmale, die von der Erfindergabe der Bewohner und der Handwerker zeugen.

Die Erhaltung von Prachtbauten beginnt schon sehr früh, die der ländlichen Baukunst dagegen wurde lange vernachlässigt.

Hier stellten sich auch besondere Schwierigkeiten:

- Die ländliche Bevölkerung besaß kaum die nötigen Mittel, unzeitgemäße Gebäude zu unterhalten.
- Die Verbesserung der Wohnkultur ging sehr schnell voran; daher konnten die alten Gebäude den Ansprüchen kaum genügen.

- Die Landbevölkerung wollte nur ungerne aus dem Dorfczentrum herausbauen; das alte Gebäude wurde daher abgerissen, um einem angemessenen Neubau Platz zu machen. Sehr oft wurde der Neubau neben den Altbau gesetzt. War er bezugsfertig, wurde der Altbau in eine Scheune, in einen Schuppen oder Stall umgebaut. So wurde oft wenigstens ein Teil des alten Mauerwerks erhalten.

- Eine andere Schwierigkeit boten die Gebäude, die Wegen, Fabriken usw. weichen mußten.

Auf diese Art und Weise verschwanden sehr viele Zeugen der Vergangenheit auf dem Lande.

Die Landbevölkerung begann erst um 1970, die Schönheit dieses einfachen doch interessanten Erbgutes zu schätzen.

Vor Jahren jedoch versuchten schon Pioniere in allen Ländern den Gedanken der Erhaltung alten Volksgutes unter das Volk zu bringen. So entstanden Ausstellungen und Gesellschaften, die es sich zur Aufgabe machten, Altes zu erhalten; Museen wurden gegründet, um die bedrohten Gebäulichkeiten und Gebrauchsgegenstände aufzunehmen.

Über diese Anstrengungen soll hier näher berichtet werden. Wir beschränken uns auf unsere Gegend und die nächstliegenden Museen. Dieser Bericht hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr soll er anspornen, noch mehr auf diesem Gebiet zu tun.

FREILICHTMUSEEN

Der Begriff „Freilichtmuseum“ wurde 1959 offiziell umschrieben als „eine Sammlung von Gebäuden mit historischem Wert, welche ausgestattet sind mit angepaßtem Mobiliar und den nötigen Einrichtungen.“ (ICOM)

Ein Freilichtmuseum entsteht wie folgt: Auf einem großen Gelände werden Bauten, die vom Verfall bedroht sind oder solche, die den modernen Ansprüchen weichen müssen, mit den alten Materialien wieder aufgebaut. Es wird versucht, möglichst eine Übersicht zu vermitteln über die verschiedenen Bauformen, die im sogenannten Einzugsgebiet bestanden.

Die ersten Freilichtmuseen entstanden in Skandinavien:

Skansen (Stockholm 1891), Sorgenfri (Lynby, Kopenhagen 1901), Maihaugen (Lillehammer 1902), Norsk Folkemuseet (Bygdey, Oslo 1895). Dann griff die Einrichtung von Freilichtmuseen auf das übrige Europa über: Arnhem in Holland (1912), Cloppenburg (1935), Bukarest (1936), Bokrijk in Belgien (bei Genk 1958), Kommern bei Euskirchen in der Eifel (1961). Diese Liste ist nur eine Übersicht über die wichtigsten Etappen der Freilichtmuseen.

Die Gründung dieser Museen ermöglichte es, viele Gebäude vor dem Verschwinden zu retten. Besondere Beachtung fanden hier die primitiven und kleinen Gebäude. Isoliert werden sie kaum bemerkt, doch wirken gerade sie besonders eindrucksvoll auf den Besucher des Freilichtmuseums.

Diese Museen ermöglichen es, die Eigenarten verschiedener Landstriche einer Gegend zu vergleichen. Zudem wird die Bevölkerung aufmerksam gemacht auf die Schönheit der Zeugen des täglichen Lebens unserer Vorfahren.



Bild oben: Friesisches Bauerngehöft im Freilichtmuseum in Arnhem (Holland). Unten: Wohnküche im Freilichtmuseum in Bokrijk (Belgien)



Wir lassen nun eine kurze Beschreibung der Freilichtmuseen folgen, die in der Nähe gelegen sind.

ARNHEM IN HOLLAND

In Arnhem wurde 1912 das „Niederlande Openluchtmuseum“ gegründet. Seither wurde es regelmäßig vergrößert. In einem großen prachtvollen Parkgelände wurden hier Gebäude aus ganz Holland aufgebaut. Jede Gegend der Niederlande ist vertreten. Hier ist es möglich, die Eigenarten der niederländischen Gegenden an einem einzigen Tag kennenzulernen. Nicht nur die verschiedenen Bauformen oder Baumaterialien werden vorgestellt, die Einrichtung der Gebäude ermöglichen darüber hinaus eine Übersicht der Lebensweise der holländischen Bevölkerung.

Regelmäßig wechselnde Ausstellungen geben weitere Informationen über folkloristische Aspekte Hollands.

Besonders interessant sind die Darbietungen in den verschiedenen Gebäuden: Hier kann man dem Handwerker beim Zigarrendrehen zusehen, dort dreht der Töpfer die Töpferscheibe; voll Bewunderung verweilt der Besucher in einer ärmlichen Hütte, dort ist eine alte Frau am Spinnen; am Webstuhl wird das Schiffchen munter hin und her geworfen; eine Papiermühle ist in Betrieb und stellt Schöpfungspapier her.

Regelmäßig sind andere Darbietungen angekündigt. Durch dieses Schaffen wird das Freilichtmuseum nicht zur toten Ausstellung, es lebt.

Besonders sehenswert sind die alte Brücke, die verschiedenen Wind- und Wassermühlen. Besonderer Wert wurde auf alte technische Methoden gelegt. Die überdimensionalen hölzernen Zahnräder der Öl-, Korn- oder Papiermühlen sind beachtenswert.

BOKRIJK IN BELGIEN

Nähe bei Genk, an der Autobahn Aachen-Antwerpen, liegt Bokrijk. Es besitzt eines der großartigsten Freilichtmuseen Europas. Es ist besonders hervorzuheben, daß hier keine einzelnen Bauten stehen, doch ist man bemüht, die Gebäude in ihre frühere Umgebung zu stellen. Hier entstehen wahre Dörfer, wie sie früher bestanden haben, mit der Kirche (in der übrigens noch Gottesdienst gehalten wird) im Zentrum, mit der historischen Dorfkneipe, die den Besucher zu einem willkommenen Imbiß oder Trunk einlädt; in seinem kleinen Laden mit alter Einrichtung kann man Andenken erwerben.

So wandert man in dem großen Park von einem Dorf zum andern. Am Rande der Feldwege stehen Wegkreuze; in den ausgedehnten Wiesen grasen Schafe und Kühe.

Die Auswahl der Gebäude ist beachtlich. Man kann eine fast lückenlose Entwicklung der Wohnungstypen verfolgen.

Dort steht eine „Kellerhütte“. Sie besteht aus einer Grube; selbst die Sitzbänke sind in die Erde geformt. Der Backofen liegt teilweise in dieser Grube. Das Dach liegt auf sehr niedrigen Wänden.



Bild oben: Vorderansicht des Folklore- und Weilmuseums in Bech-Kleinmacher; rechts der Eingang zum Hause; links der Eingang zum gewölbten Keller; über der Kellertüre der Kopf eines alten Wegkreuzes; vor dem Fenster eine steinerne Weinkeule. Die Hausteine um die Fenster sind typisch für die Bauten des 17. Jahrhunderts. Bild links: Die „Schwarzküche“; rechts die offene Feuerstelle; darüber der Topfhalter „hëil“; links der Backofen mit „Kess“ und „Schëiss“; im Hintergrund „krëibenken“

gerichtet. Dem Erdgeschoß wird ein Stockwerk aufgebaut.

Hier werden neben den verschiedenen Gebäuden auch die verschiedenen Materialien gezeigt: neben dem typischen Backsteinmauerwerk der Belgier, kann man Steinmauern und Fachwerkbauten sehen.

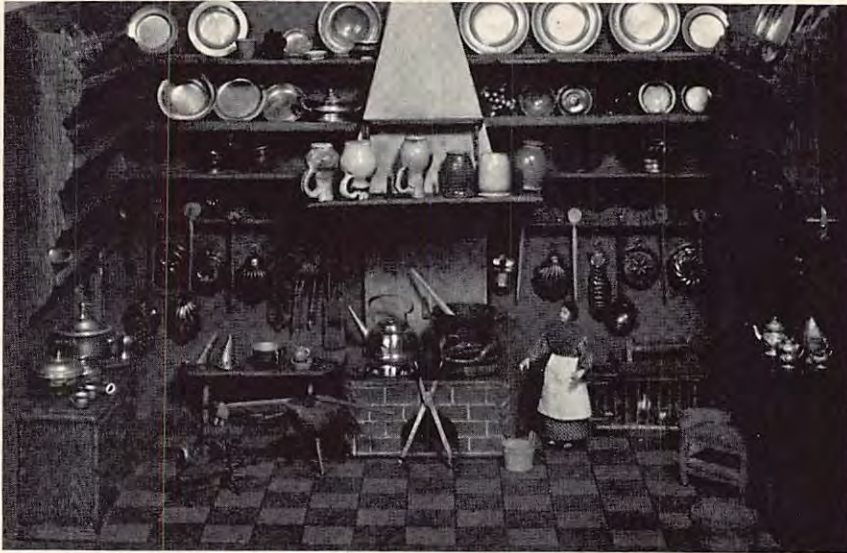
In Bokrijk ist ein Wächter in jedem Haus. Er trägt die historische Kleidung, die dem Hause entspricht, das er bewacht. Dies gibt dem Freilichtmuseum in Bokrijk eine besondere Note.

KOMMERN IN DER EIFEL

In der Nähe von Euskirchen liegt das Dorf Kommern. Es ist leicht möglich, dieses Freilichtmuseum an einem Tagesausflug mit der Familie zu besuchen. Das Freilichtmuseum Kommern wurde 1961 eröffnet. Es ist noch immer im Aufbau. Auch hier wird versucht, die Gebäude in ihre rechte Umgebung zu setzen. So wie in den verschiedenen Gegenden die Häuser als Einzelhof oder als lockere Weiler oder als geschlossenes Dorf bestehen, so wird auch in Kommern versucht, diese Aufstel-

Daneben bewundert der Besucher die Form der „Wohnküche“. Im Zentrum des Gebäudes liegt die offene Feuerstelle; darüber hängt am Holzbalken der Topfhalter und das zu räuchernde Fleisch. Im Strohdach befindet sich über der Feuerstelle eine Öffnung, die den Rauch auslassen kann. An den Seitenwänden befinden sich die Betten – eine raue Zimmermannsarbeit. Der Viehstall liegt unter demselben Dach und ist kaum vom Wohnteil getrennt. Über dem Stall ist die Heutenne.

Später wird der Wohntrakt vom Stall getrennt. Eigene Schlafzimmer werden ein-



Freilichtmuseum von Kommern in der Eifel: Puppenküche, 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

lung wiederzugeben. Der ganze Park soll zu einer Gegend umgeformt werden. Durch Eifeler Wälder gelangt man von einem Landstrich in den anderen. Das hügelige Gelände ermöglicht es, die einzelnen Baugruppen auch optisch voneinander zu trennen.

Kommern besitzt jetzt schon eine sehr interessante Auswahl von Gebäuden, Wegkreuzen und Windmühlen.

Ein großes Ausstellungsgebäude ermöglicht zudem, daß regelmäßig Wanderausstellungen gezeigt werden.

Bevor wir nun auf die Luxemburger Bestrebungen auf diesem Gebiet übergehen, müssen wir noch zwei unterschiedliche Museen in der belgischen Grenzprovinz hervorheben:

In Virton besteht das „Musée Gaumais“. Es beherbergt eine großartige Sammlung alten Volksgutes. Ihm angeschlossen liegt in Montquintin das „Musée de la vie paysanne“.

Nahe bei St-Hubert liegt der „Fourneau Saint Martin“, eine alte Eisengießerei, die wieder hergestellt wurde. Eine großartige Sammlung alter Türen ist hier zu sehen; besonders interessant sind auch die vielen Waffeleisen und die Einrichtung dieses alten Hauses. Leider ist die Hütte, in der ein Holzschuhmacher arbeitete, kurz nach dem Tode des Handwerkers zusammengefallen. Doch hat man die Einrichtung sicher aufbewahrt, und sie bekommt demnächst einen neuen, angepaßten Rahmen.

Folkloré- und Weinmuseum „A Possen“ in Bech-Kleinmacher. Bild rechts: Eingang mit horizontal geteilter Eichentür; links neben dem Eingang eine Christusfigur aus gelbem Sandstein; über dem Eingang die Jahreszahl 1617



BEMÜHUNGEN IN LUXEMBURG

In Luxemburg stellt sich das Problem anders: wohl haben auch wir regionale Eigenarten. Doch finden wir, außer der Vielfalt der Materialien, kaum große Unterschiede im Typus der Gebäude. Bei uns wurde hauptsächlich festes Mauerwerk gebraucht. Zudem wurde hierzulande mit typischer Bescheidenheit geglaubt, wir hätten nichts Erhaltungswürdiges. Doch bleiben auch heute noch manch interessante, bodenständige Gebäude, die es zu erhalten gibt.

Bis 1970 war es hauptsächlich der Privatinitiative überlassen, sich der bescheidenen Schätze unserer Ahnen anzunehmen. Schon sehr früh erkannten Leute – man hielt sie für exzentrische Eigenbrötler – den Wert des Volkstümlichen. Viele Bauernhäuser wurden durch ihre aufopferungsfreudige Arbeit erhalten. Wer vor 10 Jahren Geld an eine alte „Bräk“ hing, wurde als Lumpenkrämer oder Ähnliches abgetan.

Leider wurde im Jahr des Denkmalschutzes nicht genug auf die wertvolle Hilfe dieser Menschen hingewiesen. Schade, daß ihr Werk nicht durch eine Ausstellung, durch eine besondere Auszeichnung im Jahr der Denkmal-Pflege gewürdigt wurde.

Wir wollen versuchen, einige Bemühungen, die der Öffentlichkeit zugänglich waren, hier zu erwähnen. Leider ist es nicht möglich, die große Zahl der Sammler zu erwähnen, die, mit Herz und Geld, versucht haben zu retten, was noch zu retten war.

1904 – DIE ALLLUXEMBURGISCHE WOHNUNG

Blickt man zurück, so findet man ernsthafte Bestrebungen, die Bevölkerung auf die Werte der einfachen Wohnungen und Gebäude aufmerksam zu machen, im Jahre 1904. Auf der nationalen Ausstellung hatte man eine alte Wohnung rekonstruiert. Hier was K. Arendt, der Staatsarchitekt, in einer kleinen Monographie bei dieser Gelegenheit schrieb: „Das allluxemburgische Bauernhaus birgt eine eigene Poesie, zeugt von einem kernigen Kunstsinn ...“

Je mehr wir uns das Studium des Bauernhauses und seines Hausrates angelegen sein lassen, desto mehr dämmert in uns die Erkenntnis auf, daß ein unbekanntes Gebiet vor uns liegt. Immer neue, beachtenswerte Seiten entdecken wir in Aufbau, Technik, Zweckeinrichtung, Schmuck, in Eigenartsäußerung, Natur und Lebensbeobachtung. Schützen wir darum das Alte, das wir auf dem Lande vorfinden; seien wir uns bewußt, daß wir es mit dem ehrwürdigsten Zweig nationaler Kunst zu tun haben.“

A. Hirsch, der wohlverdiente Direktor der Kunstgewerbeschule, schrieb damals:

„Es wäre an der Zeit, daß man auch bei uns, wie dies schon in manchen Nachbarländern geschehen ist, daran denke, das alte Bauernhaus, wie es sich in seiner Anlage und in seinen Formen aus den loka-

Rätsel

AUFLÖSUNG DES RÄTSELS AUS NUMMER 12/1975

Waagerecht: 1. Stall, 4. Stern, 7. Ego, 8. artig, 9. Neige, 10. mit 58. „Nur der ist froh, der geben mag“, 21. Girant, 24. Liebe, 25. Krippe, 28. Erie, 29. Aino, 30. Leu, 32. eng, 34. UNO, 35. See, 37. Fes, 39. Ger, 40. ge, 41. Idee, 43. Wahn, 45. es, 47. Ruin, 49. Urne, 51. Abo, 52. Lok, 54. Spanner, 56. Drachen, 58. siehe 10., 61. Mandarin, 64. Instinkt, 68. ergo, 69. Gasel, 70. Pate, 71. Sir, 72. Espe, 73. Deut, 74. Ton, 75. Tiere, 76. Liste, 77. Kerzen.

Senkrecht: 1. Saale, 2. Altai, 3. Legat, 4. sonor, 5. Erich, 6. Niete, 10. Nagel, 11. Uri, 12. dear, 13. Raten, 14. Sol, 15. Fee, 16. Ode, 17. Dekan, 18. rein, 19. ERP, 20. Beere, 22. Reue, 23. nie, 26. Rio, 27. Pose, 31. Efeu, 33. Gregor, 34. Urwald, 36. Eren, 38. sin, 39. Gnu, 40. Gras, 42. Erbe, 44. Amor, 46. Sein, 48. ira, 50. Reh, 51. An-sager, 53. Kantate, 55. Pia, 57. Eck, 58. Engel, 59. Moses, 60. Gilde, 61. Mast, 62. Neri, 63. Rose, 65. Spuk, 66. Netz, 67. Tann.

Neujahr-spruch 1	Be-hälter 2	Glocke 3	For-wort 4	Feuer-werks-körper 5	mannl. Vorname 6	Silvester- getränk 7 Dose 8	Zusage 9 Wahlst- behalter 10	Nacht- lokal 11 weibl. Vorname 14	Silvester- brauch 12	Feuer- werks- artikel 13	
Stau-damm 15	Schurf-wunde 16						Brot-auf-streich 17	Garten-blume 18			
Aus-ruf 19			Teil der Oper 20		Fluß in Böhmen 21	Hirsch- art 22				Trinck- stolck (abgek.) 23	
Hebe-maschine 29	Tinten-fisch 30 Vogel 31	Feuer- werks- körper 24 (Mehrz.)	sämt- liche 25		Feuer- werks- artikel 32		Indi- aner Stamm 26	röm. Zahl 500 27	Kiebel- metzel 28		
			Zähne 33					mannl. Vorname 34	Moment 35	Beinge- lenk 36	Abk. f. Tonne 37
mannl.2 Vorname Über-43 bringer			Vokal 38	Halb- ton 39	Gattung Hahnen- fuß 40						Truppen- teil 41
			Nah- runge- mittel 44				Bitte 45		Abk. f. Meter 47		Tadel 49
Blutge- fäß 50	Schwer- metall 51		Skatel- griff 46				Öl- pflanze 47		große Gewässer 52		
			Vokal 53	Verhält- niswort 54	Boden- verstaubung 55	griech. Buch- stabe 56	pers. Für- wort 57	Halt 58	bloß 59		Abk. f. Tiere 64 Ziege in Rau-65
Alm- hütte 60	chem. Element 61		Name f. den 31.12. 63								Gattung 66
			Zeichen für Dunk- silber 67	Musik- zeichen 68		ohne Begriff 69		Alm 70	schädl. Mittel 71		
			Stadt in Spanien 72	hier 73	Silvester- getränk 74						
					Abk. f. Heister 75		sparlich 76	des Mutter- tier 77	Teil des Auges 78		Abk. f. Norden 79
Edel- steinge- wichte 80					Riesen- schlange 81	Silvester- fish 82					Vernun- ft 83
Norm 84	Vokal 85	Zeichen für Euro- peum 86	franz. Artikel 87	Abk. f. Mehr- zahl 88	Zeichen für Alumi- nium 89			in (franz.) 90	Abk. f. engl. Pfund 91		holl. Längen- maß 92
				Beu- material 93						Abk. f. Osten 94	Nah- runge- mittel 95
Silvester- getränk 96											



len Verhältnissen entwickelt hatte, unter Benützung alter Konstruktion und hygienischer Fortschritte wieder neu entstehen zu lassen."

In den späteren Jahren wurde besonders vom „Landwuel“ und von der aktiven Museumsgesellschaft des öfteren auf diese Probleme aufmerksam gemacht. Die Erhaltung dieser Schätze blieb lange der Privatinitiative überlassen. Das Staatsmuseum hatte vorrangig die Aufgabe, die vielen bedrohten Kunstschatze der Nation – Prachtexemplare vergangener Jahrhunderte – zu erhalten. Allzulange war auf diesem Gebiet bei uns nicht viel geschehen. Hier hat unser Nationalmuseum, verglichen mit der Unterstützung, die ihm in jenen Jahren gewährt wurde, Großartiges geleistet. Es war den zuständigen Instanzen leider nicht möglich, auch auf dem Gebiet, das hier behandelt wird, aktiv zu sein. Übrigens hätten die Verantwortlichen nicht das nötige Verständnis gefunden, hätten sie „alten unnützen Kram“ aufgestaut. Erst 1969 wurde unserem Staatsmuseum eine folkloristische Abteilung angegliedert. Doch sie behandelt hauptsächlich die bürgerliche Wohnung, wie sie in der Stadt bestand.

1929 – MUSEE EDOUARD WOLFF IN VIANDEN

Einen ersten, großen Schritt zur Erhaltung häuslicher Gegenstände hier im Lande finden wir in Vianden. 1929 konnte der damalige Bürgermeister, Edouard

Wolff, die Sammlung des langjährigen Schloßverwalters Goslot für 125 000.- Fr. – eine ungeheure Summe für jene Zeit – aufkaufen und in den Besitz der Gemeindeverwaltung bringen. So entstand in einem kleinen Teil des früheren Trinitarierklosters in Vianden das erste, echte folkloristische Museum Luxemburgs. Ein altes Haus wurde hier lebendig, mit offener Feuerstelle, „Stuff“, Schlafzimmer...

Das Publikum konnte sich hier überzeugen, daß es der Mühe wert ist, alte Gebrauchsgegenstände zu erhalten. Ich glaube, daß ein jeder, der den Weg in dieses dunkle, atmosphäreladene Museum setzte, ein tiefes Bedürfnis davontrug, nichts unnützerweise wegzuwerfen. Das Musée Edouard Wolff war der Ansporn für viele Privatsammlungen, die in unserem Lande viele Schätze erhalten haben.

Ab 1965 wurde die Sammlung dann in geräumigen Sälen des alten Petzhauses untergebracht. Dies erlaubte eine fachgerechtere und ausgebreiterte Ausstellung der im Laufe der Jahre angesammelten Stücke.

1967 – MUSEE „A POSSEN“ BECH-KLEINMACHER

Das Museum „A Possen“ in Bech-Kleinmacher stellt ein weiteres Glied in der Kette der Sammler dar, die sich eingesetzt haben, altes Erbgut zu erhalten. 1967 wurde es erstmals dem Publikum vorgestellt. 1965 konnte dieses alte, ein-

fache Haus – über dem Eingang steht die Jahreszahl 1617 – in Sammlerhände übergehen. Es war durch eine Reihe von glücklichen Umständen weder baulich verändert worden, noch der Picke der Straßenbauer zum Opfer gefallen. Mobilier war dort nicht mehr vorhanden, doch bot sich dort ein idealer Rahmen, eine Sammlung aufzunehmen, die in 10 Jahren zusammengetragen worden war.

Mit angepaßtem Mobilier ausgestattet, entstand im Laufe der Jahre ein altes luxemburgisches Winzerhaus in seiner Vielfältigkeit aber auch in seiner Einfachheit. Eine Sammlung alter Winzergeräte wurde ausgestellt, und das Museum wurde 1972 offiziell geöffnet unter der Bezeichnung „Musée folklorique et viticole „A Possen““.

Seither haben schon über 20 000 Besucher dieses Kleinod bäuerlicher Lebensweise besucht. Wir sind überzeugt, daß viele Besucher durch den Eindruck, den sie hier bekommen haben, zu Hause auf dem obersten Speicher nachgeschaut haben, und daß so manches schöne Stück den Weg zurückgefunden hat in die gute Stube. Das ist nämlich wichtig: die Gegenstände sollen nicht alle in die Museen wandern. Das Volk soll ihren Wert schätzen, und in jedem ländlichen Hause soll das Erbgut einen Ehrenplatz haben. Es besteht auch kein Zweifel, daß Beispiele von Erhaltung alter Gebäude Nachahmer finden, und daß immer weniger Hausteine aus unseren Dörfern verschwinden, zum Nutzen des Dorfbildes und zur Erhaltung unseres Erbgutes.

VOM BAUEN UND WOHNEN IN ZAIRE

IN DER STADT

Einige Wochen vor der Unabhängigkeitserklärung des Belgisch-Kongo geöhnten schwarze M.N.C. (Mouvement National Congolais)-Militanten durch die Straßen von Stanleyville: „Uhuru! (Freiheit) Europäer, geht heim! Uns gehören in Zukunft eure Häuser!“

Der 30. Juni 1960 rückte heran: „Indépendance tchatcha!“ trällerten ununterbrochen heisere Plattenspieler in den muffigen Bistros der Eingeborenenviertel. Einige Tage später meuterten die schwarzen Soldaten. Da bekamen es die Weißen mit der Angst zu tun und flohen vielfach Hals über Kopf mit Frau, Kind und Kegel. Die Villas und Bungalows der Kolonisatoren wechselten den Besitzer und wurden eine leichte Beute für einheimische Lehrer und Beamte. Einige von ihnen wußten gewiß zu wirtschaften und berücksichtigten die wertvollen Möbel und Einrichtungen. Andere aber hatten keine blasse Ahnung, wie sie sich anstellen müßten, um die Luxuswohnung nach Europäerart sauber zu halten.

Einmal wurde ich von solch einer „Kuckucksfamilie“ eingeladen und hatte in der schönen Stube genügend Zeit, dem Beobachtungssinn freien Lauf zu lassen: Vier unbe-schuhte Hosenmatzen hockten quietschvergnügt auf dem Tisch vor einer gefüllten Schüssel, aus der sie mit der Hand Reis und Sardinen baggerten und eifrig zu Munde führten. In einer Ecke lagen verlassen drei „Stuhloccasionen“, wo entweder die Beine oder die Rückenstützen gebrochen waren. Breite Ölflecken am unteren Ende der Fenstergardinen ließen darauf schließen, daß eventueller Handtüchermangel nicht unbedingt ein Problem sein mußte. Draußen vor der einstigen Europäervilla

begann das unverwüstliche Manganga-Gras allmählich emporzuschießen und die Farbenpracht der Blumenbeete zu übertrumpfen. Die Platte „Indépendance tchatcha!“ tönte weiter in den Gassen der Stadt. . . Ein neuer Prozeß hatte unwiderruflich eingesetzt: Afrika den Afrikanern!

Das war vor 15 Jahren. Wie es heute in Kisangani in punkto Wohnung aussieht, davon berichtet Pater Joseph Miller:

... es gibt immer noch ‚Kuckucke‘, die in den ehemaligen Häusern der Weißen hausen. Die Ziegelbauten in Mangobo, welche früher vom ‚Office des Cités Africaines‘ an die Schwar-

zen vermietet wurden, sind nun endgültig deren Eigentum geworden. In den drei Vororten Lubunga, Kabando und Tshopo bleibt man dem üblichen Häusertyp der Brousse treu: Viereckige Hütte (Maßstab: 8 x 4 x 4 Meter) aus Holzkäfig mit Lehm-mantel und Blätter- oder Wellblech-dach in Sattelform. Die schmalen Türen und Fenster sind meistens aus Holzkistenbrettern gezimmert. Ein Vorhängeschloß hat die Aufgabe, vor Diebstahl zu schützen.

Die innere Ausstattung des Wohn-raumes hängt vielfach vom sozialen Rang des Einzelnen ab: Im allgemeinen sind vorhanden ein Tisch, einige Stühle sowie ein Ehebett mit Bettü-chern. Kinder schlafen auf Matten; alte Leute hüllen sich bis über die Ohren in eine Decke ein. An die hin-tere Seite der Hütte grenzt der ‚Lo-pango‘, eine Art Innenhof, umgeben von einem Zaun aus geflochtenen Stöcken und Ölpalmblättern. In der Mitte dieses Raumes erhebt sich ein wackeliges, vierbeiniges, über einen Meter hohes Knüppelgestell mit Plattform aus dünnen, aneinander-gebundenen Palmrippen. Darauf lie-gen kunterbunt zusammengewür-felt: Umgestülpte Teller und Töpfe, getrocknete Maniokwurzeln, Löffel und Rauchfisch, Pilipilikörner sowie die Darmreinigungsbirne, welche Mama immer gleich zur Hand haben muß, falls der Kleine an Verstopfung leidet.

Zum Innenhof gehört auch die Kü-che. Eine Senkung in Lehm gegraben, überdeckt mit dem obligaten Stück Blech, dient als Feuerstelle. Hie und da genügen auch drei Ziegel oder Holzklötze, die den Kochtopf tragen. Viele Familien essen noch aus der gemeinsamen Schüssel, da das nötige Küchengeschirr öfters nicht ausreicht für alle. Man bedenke was es heißt, 5 bis 13 Kinder täglich zu ernähren. Da sind nicht miteinge-rechnet die zahlreichen anderen Gä-ste: Studenten, die beim lieben ‚Ndugu‘ (Bruder) Einquartierung be-ziehen; Tanten oder Vettern, die aus urwäldlichen Heimatgefilten zu Be-such kommen, um die ‚Kinder zu schauen‘ (kuanggalia watoto) und es gar nicht eilig haben, abzureisen.

Die Petroleumlampe ersetzt das elektrische Licht in den Lehmhütten. Die Jugendlichen schwärmen heute

Eine Straße in Stanleyville (heute Kisangani) vor der Unabhängigkeit von 1960



**Meßintentionen
für unsere Missionare**

Die Meßhonorare sind vom Bischöflichen Ordinariat auf folgende Tarife festgesetzt worden:

1 Lesmesse	70,—
1 Messe für ein bestimmtes Datum	100,—
1 Meßnovene	1 000,—
Gregorianische Messen	3 000,—
Gregorianische Messen, zu Lebzeiten für nach dem Tode bestellt (Name und Geburtsdatum sind erforderlich)	3 000,—
1 Meßbund für 1 Person	300,—



Bruder Alex (Mitte), der große Baumeister, auf dem Flughafen von Kisangani, umgeben von Pater General Lellig (rechts) und Pater Léon Mondry

außerordentlich gern für illustrierte Zeitschriften, in denen sie haufenweise farbige Bilder ausschneiden, die dazu dienen sollen, als einmalige Tapete die Wände ihrer Schlafzelle zu verschönern.

Eine kleine Schicht begüterter Neger hat es fertiggebracht, ihr Haus in Dauermaterial zu bauen nach Europäerart. Das Innere ist geschmackvoll eingerichtet mit originellem Leuchter und Stilmöbeln. Auffallend viele kleine und große Familienphotos schmücken Tisch, Wände und Schränke. Auch Transistorradio und Tonbandgerät zeugen von der fortschrittlichen Einstellung der Hausbewohner . . ."

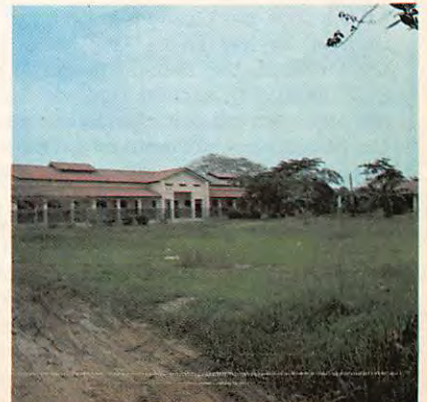
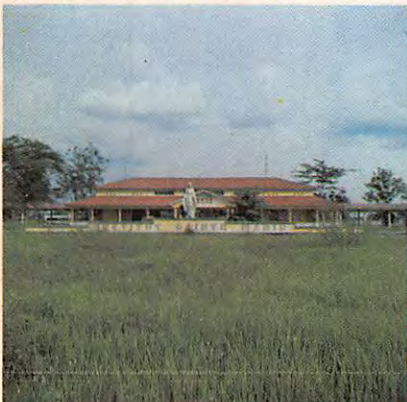
AUF DEM LAND

Als Zeichen des Suahelieinflusses ist die vierkantige Lehmhütte mit Gie-

beldach überall typisch, wo einst die arabischen Sklavenjünger ihr Unwesen trieben, das heißt praktisch, in der gesamten Ostprovinz des Zaïre. Die Ortschaftsform, die genau zur rechteckigen Behausung paßt, ist das Straßendorf. Wie es früher zu solchen Siedlungen kam, schilderte mir vor Jahren der Mitukuhauptling Isume aus Baikuba: „Der Urwald gehörte ursprünglich den kleinen Jägern (Bambutu), die in bienenkorbtartigen Laubhütten die Nächte verbrachten. Wir Bantuneger wanderten von Osten aus, benutzten die Flußläufe, die Sklavenhandelsrouten, später die neuen Erdstraßen, um in diese ungeheure Masse von Bäumen einzudringen und Felder anzulegen. Ohne die Flüsse Lualaba, Lomami,

Lilo, auf denen wir unsere Einbäume paddeln konnten; ohne Wege und Pfade, die uns halben Hunderte von Kilometern zu Fuß zurückzulegen, wären wir nie an die Stelle angelangt, wo wir heute ansässig sind . . . Die Ernten waren wohl im ersten Jahr auf dem frisch gerodeten Boden gut und reichlich. Doch dann nahmen sie schnell ab, und es war nicht ratsam, mehr als 3 Jahre denselben Acker zu bebauen. So begann die Mühsal des Rodens aufs neue. Die Dörfer (Dorf: 2 oder mehrere Sippen zu je 50 Mann per Sippe) wanderten den Fluß hinauf und hinunter, die Straßen und Wege hinauf und hinunter, immer unweit einer Quelle oder sonstigen Wasserstelle. Wo heute die Lehmhütte stand, war morgen Feuer-

Schulen in Kisangani, die von Bruder Alex geplant und gebaut wurden. Links: Schule der Maristenbrüder. Mitte: Kolleg. Rechts: Schule der Franziskanerinnen



Die Kirche Luxemburges in ihrem Werden, Wachsen & Wirken

ZWEITES KAPITEL: DIE KIRCHLICHE ORGANISATION

3. ENTWICKLUNG UND AUSBAU DES PFARRWESENS

EINKÜNFTE DER KIRCHE UND DES KLERUS

Hierzulande litten anfangs die Geistlichen im allgemeinen drückenden Mangel und waren genötigt, ihren Lebensbedarf durch Handarbeit zu verdienen, wenn die Pfarrangehörigen nicht für ihren Unterhalt eintraten. Altrömische begüterte und zur katholischen Religion bekehrte Familien wandten hier und dort durch Vermächtnis der Kirche Vermögen und Einkünfte zu, die jedoch durch die verheerende Völkerwanderung verlorengegangen sind. Desgleichen bedachten, nach der Bekehrung Chlodwigs und der Reichsgrößen, viele wohlhabende Grundbesitzer die Kirche und deren Betreuer mit ständigen, unwiderruflichen Gütern, deren Verwaltung zunächst der Bischof führte; dieser entlohnte seine Mitarbeiter durch Zuteilung von Kleidern und Lebensmitteln und allem, dessen sie bei der Ausübung ihres Amtes bedurften. Bisweilen trat er ihnen vorübergehend Bodenparzellen ab, wobei er sich jedoch das Recht vorbehielt, dieselben zu jeder

Zeit zurückzuziehen. Als dann selbständige und entlegene Landpfarreien entstanden, die einen eigenen Klerus dauernd beschäftigten, konnten diese dauerhafte und unveräußerliche Erbgüter und Einkommen nicht mehr entbehren. Der Pfarrer selbst hatte die Verwaltung in der Hand, während der Bischof seine Aufgabe auf die Aufsicht der Verwaltung bei Gelegenheit der Visitation beschränkte.

Von den Erträgen und Einkünften – sie werden nachstehend näher erörtert – behielt der Pfarrer einen Teil für die eigenen Bedürfnisse und quittierte damit verbundene Lasten, der zweite Teil diente zum Unterhalt der Pfarrgebäude und der Bestreitung der Kultuskosten, der dritte war für die Notleidenden bestimmt, der vierte ging an den Bischof. Die kirchlichen Einnahmen waren sonst vollständig abgabefrei und steuerfrei.

Auf diesem Gebiet hatte Karl der Große gesetzliche Maßnahmen getroffen und für ihre Durchführung gesorgt. Nach seinem Tode jedoch schien sich niemand mehr darum zu kümmern. Es kam soweit, daß mancherorts die Pfarrleute, trotz ihrer eigenen Not, sich gezwungen sahen, die Unterhaltskosten der Pfarrgebäude und der Geistlichkeit zu bestreiten. Aus

diesem Tatbestand heraus kam der Bischof der Bitte der Gläubigen um einen Priester erst dann nach, wenn sie sich förmlich dazu verpflichteten, für den Unterhalt des Geistlichen aufzukommen.

Besonders auf den Gebieten des Zehnten und der Pfründen kamen jämmerliche Mißbräuche auf, die nicht nur die Pfarrleute, sondern auch ihre geistlichen Betreuer zutiefst trafen.

Im Laufe der Jahrhunderte gelang es den weltlichen Machthabern, aber auch hochgestellten Geistlichen, Klöstern und anderen Stiftungen, oft durch zweifelhafte oder verwerfliche Mittel, den Löwenanteil der Pfarrereinnahmen an sich zu ziehen. Mit der Beschlagnahme des kirchlichen Zehnten hatten sich die Zehntherrn zwar verpflichtet, die an diese Einkünfte geknüpfte Bedingung zu erfüllen, besonders in Bezug auf die Instandsetzung oder -haltung der Pfarrgebäude und den Unterhalt des Klerus, doch geschah dies nur selten oder in so kümmerlicher Weise, daß die Gotteshäuser oft jahrelang in ruinenhaftem Zustand blieben und die Betreuer selbst genötigt waren, sich um Nebenerwerbsquellen umzusehen. Mancherorts kam es vor, daß die ohnehin unbemittelten Bewohner, um nicht auf jeden geistlichen Beistand verzichten zu müssen, gezwungen wurden, zweimal für den Gottesdienst zu bezahlen: einmal durch die Abgabe des Zehnten – der ihnen ein bedingtes Recht auf ordentliche Seelsorge gewährte –, und ein zweites Mal durch besondere Abgaben zum gleichen Zweck.

Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, leiteten Pfarrer Dorfschulen, betrieben Landwirtschaft, führten die Zivilstandsregister, öffneten Warengeschäfte oder Läden, betätigten sich als Notare, hielten Zuchtvieh (Stier, Hengst, Eber, Bock, Widder...). Im Jahre 1423 bekleidete der Arloner Dechant die Funktion eines Generaleinnehmers aller Städte des Landes. In Dalheim verdiente sich der Pfarrer sein Brennholz und die Ackermast durch seine Anstellung als Gerichtsschreiber. Bei Gelegenheit hoher Feste, baten Geistliche ihre Gläubige um Unterstützung oder gingen von Haus zu Haus „heischen“ (betteln). Schlimmer noch war es mit den Kaplänen bestellt, die vielfach am Hungertuch nagen mußten. Vom Kaplan eines Moseldorfes, deren Bewohner zum größten Teil von Bettelei lebten, sagte man: „Unser Kaplan würde gerne mit uns betteln gehen, wenn er nur Schuhe zum Anziehen hätte“.

Die Einkommen der Kirche und des Klerus flossen hauptsächlich aus folgenden

Außenansicht der Basilika von Lenningen, die 967 zur selbständigen Pfarrkirche erhoben wurde



Quellen: dem Zehnten, der Pfründe, den Stolgebühren, Meßstipendien und Opfergaben, den Staatsgehältern.

Der Zehnte (Zehent, Zehntrecht) war eine in der Gesamtkirche übliche Steuer in Naturalien, die anfangs im 10. Teil des jährlichen Ertrags eines bestimmten Gutes (Feld- oder Prädialzehnte) oder der darauf gezogenen Tiere (Blut- oder Viehzehnte) und ihre Produkte (Wirtschaftszehnte) oder des Arbeitslohnes bestand. Nicht nur die Kirche, sondern auch die weltlichen Machthaber bezogen den Zehnten. Wann die kirchliche Einrichtung des Zehnten aufkam und verbindlich erklärt wurde, liegt noch im Dunkeln. 585 erneuerte die Synode von Mâcon (Frankreich) die Pflicht der Zehntenabgabe, verhängte sogar den Kirchenbann über die Widerspenstigen.

Die weltlichen Behörden der Karolingerzeit verordneten die Abgaben des Zehnten an die Kirche, vermutlich als Entgeltung für die entwendeten und der den Vasallen übertragenen Kirchengüter, die sie den rechtmäßigen Eigentümern anfangs nur leihweise abverlangt hatten, die aber in der Folge zu Erbgütern der Vasallen wurden. 779 erhob Karl der Große die Zehntenabgabe an die Kirche zum Staatsgesetz.

Ursprünglich entsprach der Zehnte, wie das Wort besagt, dem zehnten Teil der Felderzeugnisse oder des Viehzuwachses; mit der Zeit jedoch erfuhr er eine Abwandlung, so daß er zwischen dem 10. und dem 50. Teil schwankte; in den meisten Fällen blieb er bei dem 25. Teil des Ganzen.

Mit Rücksicht auf den Umfang der Abgaben unterschied man den großen und den kleinen Zehnten; ersterer wurde von allen auf freiem Felde wachsenden Getreidearten, vom Wein und später vom Heu und den Kartoffeln erhoben. Der kleine Zehnte wurde von Gemüse, Obst, Wurzelgewächsen, Flachs, Hanf, jungen Haustieren und Federvieh bezogen. In Ospern mußten die Bauern den Zehnten sogar von der Lohe abliefern. Eine besondere Bewandnis hatte es mit dem Getreide, das auf frisch urbargemachtem Ödland wuchs; wenn bloß zwei Ernten erfolgten, unterlag das Getreide dem kleinen Zehnten; wenn jedoch der Boden von da ab jedes Jahr beackert wurde, trat nach drei Jahren der große Zehnte ein. Es war der sog. Noval-, Neubruch- oder Rottzehnte.

Eine ziemlich ergiebige Quelle für die Kirche unserer Gegend bildete der Lämmerzehnte; an manchen Orten hielten Schafzüchter bis 200 und mehr Wolltiere, die jedes Jahr eine entsprechende Zahl Lämmer erzeugten.

Daß die ohnehin schon schwer mit Abgaben, Leistungen und Diensten belasteten Bauern sich nur mit Widerwillen ihrer Zehntpflicht unterzogen und immer wie-



Die Kirche von Wathermal. Ihre Lage auf einem Felsenvorsprung, der Turm (ohne die Spitze), die 1,50 m dicken Mauern, die kleinen und engen Fensteröffnungen, die sich nach innen in Schießscharten erweitern, das eigenartige Gewölbe: alles deutet darauf hin, daß es sich um eine im 11. oder 12. Jahrhundert errichtete Verteidigungs- oder Schutzfeste handelt. Die alten klangvollen Glocken wurden 1369 gegossen

der versuchten, sich daran vorbeizudrücken, ist nur verständlich.

Wie angedeutet, diente anfangs der Kirchenzehnte zum Unterhalt des Klerus, der



Bild rechts: Eingang zur Kirche in Frisingen, seit 963 selbständige Pfarrkirche

Armen, der Kirchengebäude und des Bischofs. Nach dem Ableben Karls des Großen mußten kirchliche Würdenträger und Höhergestellte aus der Laienwelt den großen Zehnten weitgehend an sich zu bringen, angeblich für geleistete Dienste oder gemeinhin durch Usurpation. Die neuen Zehntherrn betrachteten ihn als ihr Eigentum, das sie nach Willkür verkaufen, verschenken oder testamentarisch vermachen konnten. Solange die Kirche allein oder nur ein Zehntherr den Zehnten einzog, verlief die Entrichtung einigermaßen glimpflich. Als aber die Herrschaften, die den größten Teil des Zehnten einzogen, sich zersplitterten, und ihre Güter, Zehnten und Einkünfte im gleichen Maß sich zerstückelten, so daß nicht selten 20 oder 30 Zehntherrn ihren Anteil auf demselben Ackergut bezogen, wurde die Angelegenheit viel komplizierter. Noch verworrener wurde sie, als im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zahlreiche Bürger, selbst Bauern, sich Zehnten als sichere und erträgliche Kapitalanlagen ankauften oder durch Pfand erwarben. Früher machte der Bauer Haufen von 10 Garben, eine war für den Zehntherrn bestimmt, der sie durch seinen Verwalter (Schultheiss – daher der Familienname „Scholtes“) einsammelte und in der Zehntscheuer aufspeichern ließ. Doch wurde die unmittelbare Erhebung auf



Außen- und Innenansicht der Kirche von Bissen, die seit 960 selbständige Pfarrkirche ist

dem Felde, mit so vielen Anteilhabern, unmöglich. Um die ewigen Plackereien loszuwerden, versteigerte man den Gesamtzehnten und überließ ihn dem Meistbietenden, oder man beauftragte einen Vertrauensmann, die zur Abgabe bestimmten Garben zu sammeln, zu dreschen und einem jeden der Zehntherrn das ihm zustehende Quantum Getreide abzuliefern. Als Lohn durfte er das Stroh für sich behalten.

Missionsmeßbund des Heiligsten Herzens Jesu

Die Missionsschule von Clairefontaine läßt täglich eine hl. Messe für ihre Wohltäter, lebende wie abgestorbene, lesen. Personen, die 300 Fr. und mehr für die Heranbildung von Priestern und Missionaren spenden, haben Tag für Tag Anteil an den Früchten dieser hl. Messe. Der Meßbund ist also eine Dankbezeugung unsern Wohltätern gegenüber.

Auch bei uns gelang es mächtigen weltlichen Herrschaften und einflußreichen geistlichen Körperschaften, allmählich den Löwenanteil des Zehnten an sich zu ziehen und seiner ursprünglichen Bestimmung größtenteils zu entfremden. Den nicht in Klöstern inkorporierten Kirchen verblieb durchwegs ein Drittel des Zehnten. In kleinen Pfarrbezirken oder auch in größeren mit wenig ergiebigem Ackerboden und ausgedehnten Ödungen, die nicht genügend Einkünfte abwarfen um inkorporiert zu werden, bezog der Pfarrer eine Zehntquote, die gewöhnlich über das Drittel hinausging, manchmal die Hälfte, oder die drei Viertel oder sogar den ungeschmälernten ganzen Zehnten. Darüber schreibt N. Van Werveke: „Nur wenige Pfarrer bezogen den vollen Zehnten; im Bereich des jetzigen Großherzogtums und des früheren Archidiakonats Longuyon war es der Fall nur für 9 Pfarreien (Beidweiler, Berburg, Cruchten, Folscheid, Holtz, Rindschleiden, Rodenborn, Simmern und Untereisenbach), andere verfügten nur über zwei: Drittel (Ell), fünf Neuntel (Colpach), die Hälfte besaßen 18 Pfarreien, zwei Siebtel (Koerich), ein Sechstel (Beles, Kayl, Biber), ein Fünftel (Oberkorn), 49 Pfarreien bezogen ein Drittel. Die Pfarreien der Stadt hatten keinen Zehnten in den letzten Jahren vor der Revolution“. (N. Van Werveke)

Im Laufe der Zeit wurden fast alle Pfarreien an Klöster gegeben, die auch

sämtliche Güter, Zehnten und Einkünfte einzogen (Inkorporation).

Schon immer haben sich die kirchlichen Behörden solcher Entfremdung der Kirchengüter und -zehnten widersetzt und die Mißbräuche verurteilt, doch vergebens. Im Jahre 1179 trat das ökumenische Konzil des Lateran diesem Mißstand energisch entgegen, konnte jedoch nur erreichen, daß dem Pfarrer die „portio congrua“, das unbedingt Notwendige zum Lebensunterhalt gesichert bleibe.

Die französischen Revolutionsmänner schafften kurzerhand den weltlichen und kirchlichen Zehnten aus der Welt.

Die Pfründe ist die Ausstattung eines geistigen Amtes (Benefizium) mit bleibenden Einkünften und Besitz und kann aus einer nutzbringenden Vermögensmasse (Ländereien), aus dauernden Leistungen einer Familie oder Gruppe, aus festen Gaben der Gläubigen, aus Stolgebühren bestehen.

Die eigentliche Kirchenpfründe entstand erst mit der Gründung selbständiger Landpfarreien, entwickelte sich bei der Errichtung von Eigenkirchen, wo der Gutsbesitzer den angestellten Geistlichen mit Amtseinkünften auf Lebenszeit versah.

J. Lenz
(wird fortgesetzt)

Clairefontainer Studenten

Nach langer Pause senden wir wieder auf Kurzwellen. Anscheinend haben diese Spalten immer gut gefallen, und darum hat man mich gebeten, auf dieser Seite wieder zu funken. Wir schließen uns den Wünschen der Redaktion an und entbieten allen Lesern und Freunden unserer Schule die allerbesten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr.

POP-KONZERT

Als erste große Veranstaltung in diesem Trimester war am Sonntag, dem 12. Oktober, ein Pop-Konzert. Es trat die vierköpfige Gruppe „Eruption“ auf. Zwei Mann von ihnen sind ehemalige Clairefontainer Studenten. Alles, was sie spielen, haben sie selbst geschrieben (Text und Melodie).

Das große Problem war, ob das Stromnetz die vielen Verstärker und die Lautsprecherboxen aushalten würde und ob die Fensterscheiben des Saales nicht zu dünn wären für solch einen „Musikausbruch“. Glücklicherweise hielt alles durch.

Morgens wurden die zahlreichen Instrumente wie Verstärker, Mischpult, Lichtorgel usw. aufgestellt. Ganze Stränge von Kabeln durchkreuzten die Bühne und liefen bis zum Regiepult in der Mitte des Saales. Um 4.30 Uhr stellte Metty die Musiker vor und ließ alle willkommen. Dann wurde der Gruppe die Mikrofone überlassen. Los ging's. Die Lichtorgel blitzte im Rhythmus, und die „Flimmerspots“ funkelten nur drauf los. Der Batterist arbeitete sehr präzise mit Händen und Füßen. Er bildete den Hintergrund. Vor ihm schlug die Rhythmusgitarre. Daneben entlockte der Baßgitarrist seinem Instrument tiefe, volle Töne. Die Leadgitarre heulte gequält auf, aber gehorchte dem Spieler vollends. Die gewaltige Ton-Eruption ließ die später Hereintretenden anfangs zurückprallen, aber man gewöhnte sich schnell an die Fülle des Klanges. Bei einigen Songs war die Atmosphäre einer Vulkan-Eruption wirklich zu fühlen. Um einige Arrangements, mit Verzerrer, dröhnendem Baß und heulender Gitarre, hätten gut zum Film „Earth Quake“ gepaßt, so fabelhaft waren sie zusammengesetzt. Als Abschluß spielten sie „The House of the rising Sun“; sie imitierten das bekannte Lied wirklich gut.

Obschon die Akustik des Saales etwas zu wünschen übrigließ und die Lautstärke vielleicht etwas zu groß war, muß man zugeben, daß die vier Mann ganz auf Zack waren und etwas von Musik kennen. Sie werden sicher noch viel Erfolg mit ihren Arrangements haben.

ROLLENWECHSEL

In Clairefontaine hat ein Rollenwechsel stattgefunden. Pater Raths, der von uns vertraulich „Clic“ genannt wird, hat sein Amt als Präfekt, das er seit 12 Jahren ausübte, niedergelegt. Er hat sich bereit erklärt, nunmehr das verantwortungsvolle Amt des Okonoms zu übernehmen. Dieser Wechsel war in angenehmer Weise zuerst in der Küche bemerkbar, denn das Essen hat sich verbessert.

Das Amt des Präfekten hat Pater Lenz übernommen. Obschon er von den oberen Klassen „Kueb“ genannt wird, hat er außer dem schwarzen „Gefieder“ nichts mit diesem Tier gemeinsam. Er hat eher die Eigenschaften eines Fuchses: schlau, geräuschlos usw. Schon nach einigen Wochen hat er, zusammen mit den Professoren des oberen Zyklus, unser Projekt zur Abschaffung der zweistündigen Aufgaben von 4.46-6.30 Uhr fachgerecht überprüft und durchgebracht. Das erlaubt uns, diese Zeit besser zum Lernen und zum Lesen zu nützen. Zeit (oft auch Schlaf und Geld) fehlt uns Studenten nämlich immer am meisten. Wir hoffen, daß die Zusammenarbeit zwischen dem „Kueb“ und uns so bleibt wie bisher.

AU SOLEIL D'ITALIE

Nicht nur zur Freude der Studenten, sondern auch zum Vergnügen der Umgegend ist das „Café des Tilleuls“ wieder geöffnet. Der neue Lokatar hat ihm den Untertitel „Au Soleil d'Italie“ gegeben. Clairefontaine ist eben international. – Bis bald, in der Sonne Italiens!

„Tränen lügen nicht“, von Jopoli



St. Nikolaus bei der Begrüßungsansprache

„SOIREE RECREATIVE“: 5. DEZEMBER

Beim Öffnen der Spielsaal-Tür, brachen die Studenten wie eine Sturmflut in den Saal. Die Patres, fast vollzählig erschienen, besetzten die erste Reihe. Ein donnernder Beifall begrüßte Claude, als er zum Willkommensgruß an alle Anwesenden vor den Bühnenvorhang trat. Er stellte die Mitarbeiter vor und gab einen Programmüberblick. Als er den hl. Nikolaus und den „Ho'seker“ ankündigte, fragten sich alle, in großer Spannung, wer wohl diese Rollen übernehmen hätte. Auch den Patres war es nicht im geringsten bekannt. Jetzt ging der Vorhang auf. Beifall und Geschrei brachen aus. Winkend trat der Nikolaus vor das Mikrofon, vom „Ho'seker“ gefolgt, letzterer ganz in Schwarz, von den Stiefeln bis zur Kapuze. Er schleppte einen schweren Sack, aus dem einige Ruten herausragten. Große, rote Lippen standen in eigenartigem Kontrast zu dem schwarzen Gesicht. Auch etwas Fremdartiges zeichnete den Nikolaus. Er war ohne Bart, trug jedoch eine Sonnenbrille: eben ein moderner Nikolaus, wie man gleich feststellte. Er begrüßte die Zuhörerschaft mit „Hello Fans“, was Lachkrämpfe beim Publikum auslöste. Der „Ho'seker“ verhielt sich anfangs recht apathisch. Nicht einmal „Guten Abend“ wollte er sagen. Auf ein strenges Wort des Nikolaus hin, plärrte er einen „Guten Abend“ ins Mikrofon, so wie es die Mainzelmännchen im ZDF tun. „Unser ‚Ho'seker‘ sitzt zuviel am Bildschirm“, meinte der Nikolaus. Natürlich wollte unser „Hose'ker“ das nicht zugeben, und er war froh, etwas entdeckt zu haben, was den Nikolaus auf ein anderes Thema bringen konnte. Er hielt in seiner Bereitschaft noch einige Ruten für die Patres, die aber keineswegs eingeschüchtert aussahen. Im Gegenteil, sie lachten, denn an der Rute befestigt befand sich ein Fläschchen „Underberg“. Bevor sie jedoch die „nützliche“ Rute in Empfang

BÜCHER

die wir empfehlen

RELIGIÖSES LEBEN

Michael Grünwald: Ich glaube an Jesus, den Messias. Verkündigung im Regensburger Dom, 248 Seiten, kartoniert DM 24,80. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Diese Neuerscheinung enthält für das kommende Kirchenjahr zu den Evangelien eines jeden Sonntags Predigten, die man privat meditieren kann, die aber auch ein Geistlicher für seine Sonntagspredigt erfolgreich verwendet. Der Autor will hier nicht exegetische Auseinandersetzung mit dem Schrifttext, sondern er versucht, den Anspruch Gottes an unsere Zeit, seine Wirksamkeit, sein liebendes Uns-in-Händen-halten herauszufinden. So zeichnen sich diese Gedanken durch besondere Aktualität, durch eine spezifische Lebendigkeit aus, die aufhorchen lassen, zum Nachdenken stimmen und Kraft zur inneren Wandlung vermitteln. Es ist von hohem Wert, die jeweils drei bis vier Seiten an jedem Sonntagmorgen durchzudenken.

Georg Denzler: Papsttum – heute und morgen. Eine Umfrage, 224 Seiten, kartoniert DM 17,80. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Dieses Buch schlägt ein Kapitel allerneuester Kirchengeschichte auf. Es ist eine Dokumentation unserer Tage zum Meinungsbild über das Papsttum im deutschen Sprachraum.

Die Meinungen über Sinn und Aufgabe, Notwendigkeit oder Existenzberechtigung des Papsttums gehen weit auseinander. Den Herausgeber interessierte als Kirchenhistoriker die Frage, wie schätzt die geistige Prominenz im deutschsprachigen Raum diese zweitausendjährige Institution ein. Er wollte ein einigermaßen repräsentatives Spektrum von Ansichten und Überzeugungen zu dem Fragenkomplex Papsttum gewinnen und unternahm in Frühjahr 1975 eine Umfrage unter Freunden wie Gegnern des Papsttums, an katholische wie nichtkatholische Christen, mit der Bitte, sich zu folgenden beiden Fragen zu äußern: 1. Wie beurteilen Sie die gegenwärtige Stellung des Papsttums in Kirche und Gesellschaft? 2. Wie sollte sich das Papsttum in der nächsten Zukunft nach innen und nach außen darstellen?

Paul Roth: Wir alle brauchen Gott. Gebete – Gedanken. 124 Seiten, Format 11 x 19 cm, kart., DM 12,80. Echter-Verlag, Würzburg.

In diesem Buch geht es um Gott, die Mitmenschen, das eigene Ich. Es geht um den abenteuerlichen Versuch, mit Gott zu leben, die Mitmenschen zu lieben, vor sich selber ehrlich zu sein. – Das ist manchmal heiter, oft traurig, vielfach anstrengend, aber es kann glücklich machen. So sind auch die Beiträge von heiter bis wolkig, von der Satire bis zum Gebet, von der Anklage bis zum Credo. Eines ist allen gemeinsam: sie sollen nachdenklich machen und – natürlich oder hoffentlich – auch klüger und besser.

Martin Ulrich: Überpfarrliche Aufgaben. Reihe: Pfarrei heute, 72 Seiten, kartoniert DM 9,80. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Die Erfahrung zeigt, daß die Fixierung nur auf die eigene Pfarrgemeinde wichtige Aktionen, Engagement und Einfluß verhindern. Für viele Aktivitäten bietet die Pfarrgemeinde unter Umständen gar keinen Raum, und sie wäre personell und finanziell oft überfordert. Ein großer Teil des „politischen Einsatzes“ unserer Gemeindeglieder fällt auch nicht in der Pfarrgemeinde an, sondern wird auf der Ebene der politischen Gemeinde, Gesamt- oder Verbandsgemeinde, des Kreises oder eines größeren Betriebes wirksam. Wenn die Kirche über ihre Räte, Gemeindeleiter, Hauptamtliche, Institutionen und Verbände usw. die Menschen anregen will, an einer Welt mitzuarbeiten, in der allen ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht wird, dann muß sie sich auf die Ebene begeben, wo diese Entscheidungen mit vorbereitet werden. Die überpfarrliche Zusammenarbeit ist darum für die Kirche lebensnotwendig.

Max Huber: So sollt ihr beten. Reihe: Thematische Gottesdienste, 112 Seiten, kartoniert DM 9,80. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Der Autor, Pfarrer einer Industriegemeinde am Stadtrand von Passau, macht eine schriftliche, anonyme Meinungsumfrage bei seinen Schülern der 9. Klasse. Dabei erfährt er unmittelbar und schmerzlich, was er im allgemeinen schon immer gewußt hat: In den Familien wird nicht mehr gebetet, Gott wird zu Hause totgeschwiegen.

Briefmarken für die Missionen

Eine große Unterstützung für die Missionen ist das **Sammeln von Briefmarken.**

Wir bitten unsere Leser recht freundlich, zu diesem Zweck, jede Menge von Briefmarken – unsortiert, aber bitte nicht zu nahe am Rand der Briefmarken abtrennen! – an die **Redaktion von «Heimat und Mission», Clairefontaine (Eischen) zu senden.**

Diese Umfrage und ihr Ergebnis dem Pfarrgemeinderat offeriert, rufen diesen auf den Plan. Eine Predigtreihe wird beschlossen: „So sollt ihr beten.“ Zehn Predigten, jeweils eingebettet in einen vollständigen Wortgottesdienst, sind daraus entstanden. Das lebhaftes Echo der Gemeinde bestätigt dem Seelsorger, daß diese Themenreihe einer großen Not und einem echten Bedürfnis Rechnung trägt. Es erweist sich, daß nach einer Zeit der theologischen Reflexion und Neubesinnung über das Gottesbild des heutigen Menschen das Bedürfnis drängend wird, mit Gott ganz praktisch in Kontakt zu kommen.

Severin Schneider: Sein Wort trifft immer. Meditationen zum Lukas-Evangelium. 152 Seiten, Format 11 x 19 cm, kart., DM 14,80. Echter-Verlag, Würzburg.

Viele Evangelientexte erscheinen dem heutigen Menschen schwer verständlich. Deshalb ist es nötig, die Perikopen geistig in ein anderes, kulturelles Klima zu übertragen. Der Leser wünscht die Quintessenz der Frohen Botschaft, der Bibelstelle im Hinblick auf seine Situation, seine Erfahrungen. Er will die Texte in seine Zeit, in seinen Alltag übersetzt haben. – Diesem Anliegen will Schneiders Buch entgegenkommen, es will dem fragenden Menschen unserer Tage Zugang zur Bibel vermitteln, durch freie Übersetzung die Texte erschließen und in das Hier und Heute übertragen. Der Autor beschreibt einen Weg, der bereits bei früheren Psalmübertragungen zum Erfolg führte: Der möglichst originalen Übersetzung des Lukasevangeliums wird eine freie Übertragung gegenübergestellt, die den Text aufschließt. In diesen Meditationen kristallisiert sich dann das Hauptanliegen der Perikopen heraus.

Friedrich Dietz: Gott lädt uns zum Mahl. 12 Modelle für Meßfeier und Laiengottesdienst, 120 Seiten, Format 20,5 x 19 cm, Pappband, DM 19,80. Echter-Verlag, Würzburg.

Der auf diesem Gebiet erfahrene Autor hat zwölf Modelle für Meßfeiern zusammengestellt, die u. a. Texte bieten für Gottesdienste mit Jugendlichen, mit Familien, für Bußfeiern, zur Vorbereitung auf Ostern, zu Herz-Jesu-Freitagen, für die Anliegen der Dritten Welt, Gestaltung eines ökumenischen Gottesdienstes. ... Bei jedem Modell wird durch eine kurze Vorbemerkung auf

CLAIREFONTAINER STUDENTEN FUNKEN (Fortsetzung von S. 27)

nehmen konnten, mußten sie dem „Schwarzen“ die Hand drücken. Nur der schlaue Pater Rektor benutzte dazu sein Taschentuch. Als der „Ho'seker“ alle seine Ruten verteilt hatte, begaben der Nikolaus und er sich auf ihre Sitzplätze im Hintergrund der Bühne.

Es folgten Wettbewerbe: Ein Witz- und Gesangwettbewerb. Bei letzterem sang der Nikolaus das „himmlische“ Lied von der weißen Taube, die frei am Himmel fliegt: la Paloma Blanca. Um dem Nikolaus zu zeigen, wie man auf der Erde singt, ließ Jopol „Tränen lügen nicht“ durch die Lautsprecher rauschen. Das Lied endete in einem Gemisch von Beifall und Pfiffen: leicht verständlich, denn seit drei Monaten bereits heult der große Sänger Jopol dieses Lied in den Korridoren unserer Schule. Der Höhepunkt des

Festabends war wirklich ein Volltreffer. Der bestbekannte Song von „Nazareth“: „This fly tonight ...“ wurde als „Play-back“ gespielt, d. h.: Ein Tonband spielte das Lied ab, und vier Studenten ahmten die Gruppe auf Instrumenten nach. Der Erfolg war derart, daß das Publikum fünf Minuten lang „Zugabe“ rief. Absoluter Höhepunkt aber bildete die Wiederholung desselben Liedes durch vier Patres. Pater Birsens fungierte als Sänger, Pater Braun spielte den Lead-Gitarristen, Pater Raths übernahm die Bass-Gitarre und Pater Lenz das Schlagzeug. Und los ging's. Alle vier Patres legten Hochform an den Tag. Eine Profigruppe hätte es nicht besser tun können. Besonders Pater Lenz steigerte sich derart in der Rolle als „Drummer“, daß er Gefahr lief, vom Podium zu rutschen. Der starke „Ho'seker“ mußte ihn wieder nach vorne schubsen,

ansonsten er einen ungewollten Purzelbaum geschlagen hätte. Zu Ende ihrer Darbietung brach der Saal buchstäblich in dröhnenden Applaus aus, den die Patres wohlverdient hatten. Deshalb belohnte sie auch der Nikolaus mit einem Sondergeschenk. Die Stimmung war wirklich ganz groß gewesen. Auch das „Mitgehen“ des Publikums hätte nicht besser sein können. Kurz: der 2stündige Abend war ein voller Erfolg. Dies betonten auch der Nikolaus und der „Ho'seker“ in ihrer Schlußrede. Besondere Worte des Dankes richtete Nikolaus an die Adresse seiner „Konfrates“, die Patres, für ihre spontane Mitwirkung.

Mit einem herzlichen „Gute Nacht“ fand dieser bedeutungsvolle Abend seinen Abschluß.

Luni

seine Verwendbarkeit hingewiesen. Unter einzelnen Textabschnitten kann überdies ausgewählt werden. So ist eine vielfältige Verwendungsmöglichkeit für die Arbeit mit diesem Werkbuch gegeben.

Walter Smet: Ich mache alles neu. Kirchliche Erneuerung im Heiligen Geist. Reihe: Neue Wege, 216 Seiten, kartoniert, DM 16,80. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

„Gebt dem Heiligen Geist eine Chance!“ Das ist das Wollen der „charismatischen Erneuerung“, einer Bewegung, die sich mit Riesenschritten entwickelt. Man rechnet damit, daß auf Weltebene zur Zeit etwa 600 000 Katholiken wöchentlich und regelmäßig an Gebetsstufen teilnehmen. Das ist eine Verdoppelung innerhalb eines Jahres. Im deutschen Sprachraum bestehen im Augenblick etwa 200 größere und kleinere Gebetsgruppen. Was ist das Neue, das hier entsteht?

Die Neuerscheinung „Ich mache alles neu“ informiert umfassend, als authentische Darstellung und Handbuch der Erneuerung in deutscher Sprache. Der Autor gehörte zu den ersten dieser Bewegung in Europa, er ist Theologe und Fachpsychologe und gibt in leicht verständlicher, dokumentierender Weise qualifizierten Einblick in ihre Grundlagen und Merkmale. Er beschreibt sie mit viel Sympathie, doch auch mit gesundem kritischem Urteil.

Kardinal J.S. Suenens und Prof. Dr. Heribert Mühlen unterstützen die Bedeutung dieses Handbuchs mit ihren Einführungen.

Rolf Appel/Herbert Vorgrimler: Kirche und Freimaurer im Dialog. 194 Seiten, laminiert mit eingeschlagener Klappseite DM 24.- Verlag Josef Knecht, Frankfurt/Main.

Erstmals erscheint in einem katholischen Verlag ein Buch über die Freimaurerei, das ein Freimaurer und ein katholischer Theologe gemeinsam geschrieben haben. Vor kurzem hat die katholische Kirche ihre offizielle Haltung gegenüber der Freimaurerei geändert. Katholiken können in solchen Freimaurerlogen Mitglieder werden, die sich nicht gegen die Kirche betätigen. In vielen Ländern ist die katholische Kirche in einen Dialog mit Freimaurern eingetreten. Beide Autoren sind seit Jahren an diesem Dialog beteiligt.

Diese neue, von Paul VI. geförderte Haltung kommt für viele überraschend. Das vorliegende Buch hat sich zum Ziel gesetzt, die Gründe für das Entstehen der Feindschaft zwischen Kirche und Freimaurerei aufzuzeigen und die einzelnen Schritte darzustellen, mit denen auf beiden Seiten diese Feindschaft wieder abgebaut wurde. Durch die sachliche Darstellung der Geschichte der Freimaurerei will es dazu beitragen, das Fehlverhalten auf beiden Seiten gerecht zu würdigen und Konsequenzen aus den Fehlern der Vergangenheit zu ziehen. So will es mithelfen, Vorurteilen ein Ende zu machen, die immer noch weit verbreitet sind.

Ida Friederike Görres: Weltfrömmigkeit. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Beatrix Klaiber, 240 Seiten, Paperback DM 19,80. Verlag Josef Knecht, Frankfurt/Main.

Am 15. Mai 1971 ist Ida Friederike Görres gestorben. Sie hinterließ ein – fragmentarisch gebliebenes – Manuskript unter dem Arbeitstitel „Gottleidenschaft und Weltfrömmigkeit“, das wir in authentischer Fassung, sorgsam editiert von Beatrix Klaiber, hier vorlegen. Die Überlegungen dieses Buches beginnen bei der Grunderfahrung des antiken „Heiden“, für den Mensch und Welt eine fraglose Einheit bildeten. Kennzeichen jener „homerischen Frömmigkeit“ war die pietas, die Ehrfurcht vor dem erfahrbaren Übermenschlichen. Das Christentum zersprengte diese erste Weltfrömmigkeit und setzte an ihre Stelle die Weltabkehr, aber nicht als die absolute Verneinung der Welt, sondern als die positive Entagung, wie sie der Mönch lebt: „die große schöpferische erste Verlieblichkeit der Gottleidenschaft“, das Aufgesaugt- und Verschlungensein von der Wirklichkeit Gottes.

Das letzte Kapitel, das der mystischen Weltfreude – ihre Propheten waren Franz von Assisi, Teilhard de Chardin, und Johannes XXIII. –, zu vollenden, war der Verfasserin nicht mehr vergönnt. Doch gerade das Fragmentarische dieses Buches entspricht zutiefst seinem Sinn: dem nie enden wollenden, leidenschaftlichen Bekenntnis zur Welt und ihrem Schöpfer. Ida Friederike Görres hätte keinen glanzvolleren Schlußpunkt hinter ihr reiches Lebenswerk setzen können.

Gion Darms: 700 Jahre Thomas von Aquin. Gedanken zu einem Jubiläum. 180 Seiten, S. Fr. 24.-, Paulusverlag, CH-1700, Freiburg/Schweiz.

Der Autor versucht, Thomas mit Problemen und Strömungen der Gegenwart zu konfrontieren und ihn so in unsere Zeit hineinzuversetzen. „Wahrheit – Aktion und Kontemplation – Zwischen Tradition und Fortschritt – Objektive Normen – Ökumenische Perspektiven.“

RELIGIONSBÜCHER

Wie wir Menschen leben, erarbeitet von Günther Weber

Band 2: 96 Seiten, illustriert, kartoniert, 6,30 DM;
Band 3: 120 Seiten, illustriert, kartoniert, 6,90 DM;
Band 4: 132 Seiten, illustriert, kartoniert, 7,50 DM; Bestell-Nummer 16677; Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

Viele reden heute vom Krisenherd Religionsunterricht. Im Krisenfeuer wird leicht vergessen, wieviel persönliches Interesse, methodisches Können, theologisches Sachverständnis hier von Religionslehrern und -lehrerinnen, Laien und Geistlichen um der Kinder willen mit Erfolg investiert wird. Manche meinen sogar, daß wir vor einem neuen katholischen Frühling stehen; auf jeden Fall ist der Religionsunterricht in Wirklichkeit meist besser, als von einigen befürchtet.

Einen nicht geringen Anteil an dieser insgesamt hoffnungsvollen Situation haben die weitverbreiteten Religionsbücher „Wie wir Menschen leben“ für die Grundschule. Dieses Unterrichtswerk liegt jetzt mit der soeben erschienenen „Grundschulbibel“ abgeschlossen vor.

Aufgabe der Grundschulbibel, die es in dieser oder ähnlicher Form bisher noch niemals gab, ist es, zu den Themen der Religionsbücher und Lehrpläne biblische Texte bereitzustellen. Neu ist das Grundkonzept, das in den Überschriften am deutlichsten wird – es sind oft eindrucksvolle Markierungen für den Weg in die Welt der biblischen Glaubenserfahrung. Neu ist die Auswahl, Gliederung, Anordnung der 218 Texteinheiten. Die Textgestalt (auf der Grundlage der neuen Einheitsübersetzung) ist behutsam dem Sprachhorizont der Kinder angepaßt worden. Über 100, zum Teil mehrfarbige Bilder versuchen, die Texte nicht bloß zu illustrieren, sondern zu deuten und Impulse für die innere Anschauung zu geben. Es finden sich ausgesprochene Meditationsbilder darunter. Auffallend ist auch, wie eine Reihe von Texten, besonders solche in freiem Anschluß an die Psalmen oder die Litanei der altbündlichen Gottesanrufungen (S. 40), zum betenden Mitvollzug geradezu einladen.

RELIGIÖSE KLEINSCHRIFTEN

Verlag Ars Sacra Josef Müller, München

1. Jakob Fuchs: Weihnachtliche Einkehr. Großdruck-Reihe, „Sonne am Abend“, Format 12 × 19 cm, 32 Seiten, zweifarbig, mit Scherenschnitten in Glanzumschlag, DM 3.-

Der Priester-Dichter Jakob Fuchs schildert in vier Erzählungen, wie er als ganz kleiner Junge, als Schüler, als Student und als Seelsorger je einen Heiligen Abend erlebte. Diese Erzählungen enthalten alles, was Weihnachtsgeschichten auszeichnet: Stimmung und Wärme, Lebensnähe und Wahrheit.

2. Maria Nels: Dank für jeden Tag im Jahr. Großdruck-Reihe, „Sonne am Abend“, Format 12 × 19 cm, zweifarbig mit Holzschnitten von Johannes Lebek, 32 Seiten, in Glanzumschlag, DM 3.-

Wiederum spricht die beliebte Schriftstellerin aus eigener Erfahrung zu älteren Menschen. Dieselbe sind es Gedanken zum Jahresablauf. Es ist zum Staunen, wieviel Positives je jeder Zeit des Jahres und des Daseins abzugewinnen versteht.

3. Emil K. Treutlein: Vom Kind und vom Licht. Gedanken zu weihnachtlichen Bildern und Psalmversen, Reihe „Meditations-Hefte“, Format 10 × 18 cm, 32 Seiten mit 15 Künstlerbildern, in Ganzumschlag DM 2.-

Hier darf das Wort vom „begnadeten“ Schriftsteller gebraucht werden. Die Texte sind voll innerer Zartheit und religiöser Kraft, geschrieben von einem Mann, der im Dienste der Kirche arbeitet und die Anliegen der heutigen Zeit kennt.

HERDER-BÜCHEREI

Das Neue Testament – heute gelesen. Herderbücherei Band 542, 128 Seiten, DM 4,90.-, Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

In der Originalpublikation „Das Neue Testament – heute gelesen“ aus der Feder des bekannten Jesuitenpaters Johannes B. Letz wird das umrissene Problem thematisch aufgenommen. Der Band versucht, das Neue Testament und die in diesem den 1. Johannesbrief von den Fragen und Schwierigkeiten her, die uns heute bewegen und quälen, zu lesen, um darin Antworten und Lösungen zu finden. Der Autor nimmt den Leser gleichsam bei der Hand und geht mit ihm den Brief des Johannes Zeile um Zeile durch, konfrontiert die Fragen des modernen Christen mit den Gedanken des biblischen Verfassers, die um diesen Grundgedanken krei-

sen: Gott kümmert sich um den Menschen. Das galt vor 1900 Jahren so wie für uns. Wir müssen nur lernen, diese Gewißheit des Glaubens in den Texten wiederzuentdecken und auf uns zu beziehen.

ZEITSCHRIFTEN

Erdkreis. 25. Jahrgang, Heft 12, Dezember 1975. Einzelheft 45 Fr., im Abonnement 38 Fr. Bildmonatschrift im Echter Verlag, Würzburg.

Inhalt: Willy Lorenz: Grantiger alter Mann – Henri Daniel-Rops: Ecclesia Mater – Hellmut Walters: Das Gebetbuch – Matthias Claudius: Abendlied – Willy Lorenz: Der vergessene Ursprung – Matthias Claudius: Bei dem Grabe meines Vaters – Josef Lukas: Flachs und Leinen in der Bibel – Hans Gaston Mendes: Scherz und Spaß und harte Fakten.

Kosmos. 70. Jahrgang, Heft 10, 11, 12 1975 Einzelheft 27 Fr., Jahresabonnement (mit 4 Buchbeigaben) 450 Fr. Die Zeitschrift der Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der „Kosmos“ ist aktuell, lebendig und jedermann verständlich, berichtet regelmäßig aus den Gebieten der Biologie, Tier- und Pflanzenkunde, Chemie, Physik, Geographie, Geologie, Länder- und Völkerkunde, Vor- und Frühgeschichte. Jedes Heft ist reich illustriert. Durch die Bestellung eines Jahresabonnements kann jeder Mitglied des „Kosmos“ werden. Die Lieferung der jeweils neuen Bände der „Kosmos-Bibliothek“ ist für Mitglieder im Abonnementpreis eingeschlossen.

KALENDER

Theresien-Kalender 1976, 96 Seiten, 18,5 × 27 cm, Tiefdruck, reich bebildert, unverbindliche Preisempfehlung DM 3,50. Verlag der Schulbrüder, 75 Karlsruhe 21.

Persönlichkeit und Botschaft der heiligen Theresia von Lisieux gewinnen von Jahr zu Jahr innerhalb der Kirche

BILDNACHWEIS

S. 1, 7 (2+3), 8, 9, 13 Archiv Revue – S. 2, 10, 21 (2, 3, 4) P. Hilden – S. 3, 4, 5 (2), 22 (1+3) Archiv Clairefontaine – S. 5 (1) K. Kenyon – S. 6 (1) Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn – S. 6 (2), 24 Archiv Luxemburger Wort – S. 7 (1) Jean Walenborn – S. 11 Jochen Herling – S. 14 Marcel Tokkert – S. 15 L. Sibenaler – S. 16 (1) W.J.H. Meyer, Arnheim – S. 16 (2) De Vrienden van Bokrijk – S. 17 Norbert Thill – S. 18 (1) Klaus Range, Köln – S. 18 (2+3), 27 P. Jos. Adam – S. 20 A. Melo, Kisangani – S. 21 (1), 14 (2) P. Jos. Bettendorf – S. 22 (2) P. Nic. Freilinger – S. 14 (1) P.A. de Jaeger – S. 25 (1) P.J. Lenz – S. 25 (2), 26 René Weydert – S. 32 Presse-Bild-Poss.

TAUFGABEN

Anonyme: 2 × Josef, Michel, Félix, Robert; **Bonnevoie:** Elise, Joséphine, Patrice; **Diekirch:** Danielle; **Hobscheid:** Carine, Claudette; **Mühlenbach:** André, Poli; **Niederfeulen:** Diane, 2 × Josy, Nathalie, Rita; **Pétange:** Joséphine; **Soleuvre:** André, Jacques.

FÜR DIE MISSIONEN

Niederfeulen 200; Boevange s/A. 1 000; Luxembourg 1 000, 350, 850; Walferdange 1 000; Perlé 650; Bigonville 1 000; Michelau 1 000, 5 000; Eppeldorf 1 000; Niederdonvon 100; Remerschen 1 000; Bergen (Norwegen) 50 Kr; Steinfort 200; Esch s/A. 500; Derenbach 100; Vianden 500; Bockholtz/Sûre 8 000; Lavelange 350; Alzingen 500.

FÜR PRIESTERBERUFE

Redange s/A. 500, 5 000; Obercorn 250; Pétange 350; Mertert 350.

FÜR DIE PATRES N. UND M. HANSEN

Sterpenich 1 000.

Wir gedenken unserer Verstorbenen

Azingen: François Kujawa, **Aspeit:** Mme Pierre Weyrich-Pauly, Emile Lauterbour, **Assel:** Herbert Steffen, Nic Zehren, Jos. Wengler, **Asselborn:** J.P. Meyers, **Baschra:** Jos. Bertemes, Jean Deischer, Ferd Rischard, **Baschleiden:** Mlle Suz. Felitus, **Bastendorf:** Nic. Pfeffer, **Beaufort:** Mme Vve Nic. Hartz-Winandy, **Beggen:** Mme Vve Paul Weber-Franssens, Mme Vve Jean Fiedler-Christnach, **Belvaux:** Charles Elsen, **Berchem:** Mlle Marie Nay, **Berdorf:** Mme Vve Nic. Schmartz-Schmartz, Mathias Wagner, **Bérelange:** François Rommes, Mme Vve Jean Hennes-Budinger, **Berlingen/Mersch:** Mme Vve Michel Heinen-Niederprum, **Bertrange:** Mme Vve Nic. Jaeger-Ketter, **Bettborn:** Georges Beckerich, Pierre Kips, **Bettel/Vianden:** Mme Vve Jos. Weydert-Manderscheid, Mathias Bauer, **Bettembourg:** Nic. Petesch, Mme J.P. Wagner-Troes, Rvde. Sr. Archangela Himpler, Nic. Poull, Mme Vve Michel Mainz-Meyer, Mme Lucien Engeldinger-Duren, Bartholomé Schaaek, **Bettendorf:** Jean-Pierre Sauber, **Beuren:** Nic. Wolff, **Bigonville:** Mme Antoine Ludes-Engel, **Binsfeld:** Michel Arend, **Biwer:** Pierre Kassel, **Börn/Süre:** Michel Roob, **Boudersberg/Dudelange:** Mlle Lisa Wagner, **Bous/Remich:** Mme Isidore Jung-Kaufmann, Jean Pier, **Brachtenbach:** Albert Lallemand, **Bridel:** Mme Vve Florent Molitor-Arendt, Mme Paul Herber-Lommer, **Brouch/Wecker:** Mme Pierre Hettinger-Weber, **Canach:** J.P. Engel, Mme Vve Mathias Rippering-Drees, **Capellen:** Sr. Apollonia Vier, Georges Kolbach, **Clairefontaine:** Mme Anna Wagner-Wolff, **Clervaux:** Rvde. Dom. Catois, **Colmar-Berg:** Nic. Deitz, **Consdorf:** Mme Vve J.B. Weis-Hoffmann, J.P. Weber, **Consthum:** Camille Lanners, **Crauthem:** Michel Kieffer, **Dahl:** Mme Vve Théod. Lanners-Faltz, **Dalheim:** Mme Jos. Hoss-Dicken, Mme Nic. Rischard-Jadin, **Diekirch:** Mme Vve Eug. Simon-Frantzen, Jos. Reuland, J.P. Lassans, Mme Vve François Steffen-Kohnen, Pierre Borschette, René Federspiel, Michel Preisien, Pierre Thielen, **Differdange:** Paul Felitz, Mme Vve Jean Mertens-Fautsch, Aloyse Maas, R.P. Victor Kirsch-O.M.I., **Dippach:** Mme Vve J.P. Waster-Müller, **Dommeldange:** Mathias Wolff, Jean Quintus, **Dudelange:** Mme Vve Elio Mariani-Magrini, Mme Vve Nic. Niele Schmidt, Mathias Hoffmann, Nic. Wonne, Mme Vve Albert Weiler-David, Mme Richard Muller-Dell, Mme Louis Holter-Weber, Mme Vve Fr. Lillig-Antony, Mme Vve Paul Kraemer-Koenig, Jean Molitor, Mme Vve Nic. Schosseler-Peiffer, **Echternach:** Mme Vve Jos. Weiwertz-Bollendorf, Paul Kuffer, Mlle Kitty Dieschbourg, Paul Léon, Mme Vve Jean Flammang-Ditzler, Mme Edy Georg-Dieschbourg, Philippe Oswald, **Eich:** Pierre Krippel, **Eischen:** Jean Goetzinger, Nic. Schlim, Jos. Pierret, **Eppeldorf:** Mme Vve Nic. Hoffmann-Schmit, Antoine Weckering, **Erpeldange/Remich:** Mme Jean Hoffmann-Walentyntz, **Ercange/Wiltz:** Mme Vve Jos. Millang-Glodt, **Esch/Aizette:** Mlle Maria Rousseau, Norbert Servais, Mlle Angele Becker, Mme Vve Jean-Eug. Schadeck-Gregoire, Jean Thiel, Pierre Ury, Jean Wolter, Paul Conrardy, Mme Edouard Schalbar-Wilwert, Romain Waltzing, Henri Robert, Georges Grethen, Mme Vve Louis Hubert-Weyrich, Marcel Schmit, Martin Weydert, Mathias Faber, Jean Muller, Mme Emile Penning-Goulewen, Mme Vve Michel Rosseljong-Adam, Mme Vve Math. Stoltz-Braun, Léon Bewing, Antoine Meyer, **Eschdorf:** Mme Vve Guill. Origer-Reding, Mme Vve A. David-Weiler, **Essingen:** Mme Vve Jos. Monen-Casel, Gaston Knepper, **Eitelbruck:** Emile Weber, Jos. Poller, Mme Vve Jos. Berg-Gangler, François Heck, Olivo Di Centa, Pierre Corring, Mme Vve Pierre Corring-Denel, Mme Mich. Reiffers-Patz, **Everlange:** Mme Dom. Kleer-Reiser, **Fentange:** Mlle Lily Bisly, **Fischbach/Clervaux:** Paul Schilling, **Flaxweiler:** Mme Josy Loos-Braas, Mme Jean Haas-Waringo, **Fingig:** Albert Schmit, **Garnich:** Mlle Marie Deischer, **Gilsdorf:** Théo Schleider, Mme Vve Jean Zenner-Welscher, **Goesdorf:** Grégoire Theis, **Goetzange:** Jean Schumacher, **Gosseldange:** Romain Unsen, Robert Lecomte, **Gostingen:** Jos. Gardula, **Grelisch:** Mme Vve Dom. Jungers, **Greiveldange:** Pierre Speltz, Mme Vve Michel Weber-Kirch, Pierre Sauerwein, **Grevenmacher:** Mme Nic. Klein-Lecerf, Mathias Guill, **Haller:** Mme Pierre Meyers-Giesener, **Hautbellain:** Marc Meyers, **Heinerscheid:** Hubert Engel, **Heisdorf/Luxembourg:** Rvde Sr. Antonia Schaus, Nic. Goergen, **Heispelt:** Jean Becker, **Hersberg:** Mme Vve Jean Knepper-Casel, **Hesperange:** Paul Mersch, **Hinkel:** Mme Vve Math. Weyland-Weides, **Hobscheid:** Alexandre Jacoby, **Holtz:** Nic. Wiltgen, **Hoscheid:** Mme Vve Pierre Burg-Wagener, Henri Reiners, **Hosingen:** Jean Kichs, **Hostel/Luxembourg:** Mme Paul Schmit-Scheier, **Howald:** Alfred Hemes, Mme Vve Jos. Wagner-Klein, **Huttange:** Mme Jos. Wirz-Schiltz, **Iltzig:** Mme Vve Mathias Zahlen-Becker,

Junglinster: Jean Frisch, **Kahler:** Mme Arthur Flammang-Kreter, **Kayl:** Mme Vve Nic. Weber-Müller, Mme Vve François Schlessler-Lacaf, René Hubert, Mme Nic. Roll-Kons, Nic. Draut, Mme Vve André Thies-Kremer, Jean Anen, **Keispelt:** Mme Vve Jos. Freymann-Wagener, Mme Jean Wagner-Trausch, **Keiweibach:** Mme Vve Pierre Weiler-Baulesch, **Koerich:** Nic. Einsweiler, Etienne Lucas, **Koelschette:** Antoine Krieps, **Kopstal:** Mme Vve Jos. Junius-Anen, **Lamadelaire:** Mlle Léontine Thill, **Liebler:** J.B. Schleich, **Linger:** Pierre Hubusch, **Lorentzweiler:** Mme Vve J.P. Bartholomey-Marxen, Roger Koenig, **Luxembourg:** Victor Arendt, Mlle Annette Beck, Josy Blaise, Norbert Berg, Mme Vve Aug. Ludig-Thilges, Mme Vve Gaspard Hoffmann-Nickels, Henri Ludwig, Mme Vve Jos. Scholtes-Kelsen, Jos. Scheer, Mlle Berthe Schmitz, Mme Vve Maurice Stein-Schulze, Jos. Kuffer, Marcel Thill, Mme Alph. Theato-Pommerelle, Claude Schmit, Théodore Wagner, Mme René Wagner-Belfort, Félix Back, Mme Christophe Lammar-Pesch, Mme Aloyse Schmit-Hoffelt, Camille Thill, Pierre Haas, Pierre Biver, Norbert Berg, Pierre Faber, Mme E. Goebbels-Kremer, Rvde Sr. Hubertine Léonardy, Mme Vve Charles Hurt-Husting, Henri Ludwig, Mme Emile Pauly-Niedercom, Claude Schmit, Mme Vve Léon Schmit-Streff, Pierre Winandy, Mlle Berthe Even, Guill. Hartmann, Willy Arendt, René Heinen, Rvde Sr. Marie-Chantal Job, Léon Molitor, Camille Sondag, Eugene Wagner, Mme Vve J.P. Weber-Heuser, Nic. Arend, Mlle Marg. Barthe, Marcel Kintzele, Jean Kraus, Mlle Rosalie Krier, Charles Paquet, Mme Vve Henri Sachs-Henin, Mlle Jeanny Staus, Mme Jos. Tock-Heiderscheid, Camille Kremer, Mlle Lina Rausch, Mme Marie Schuller-Birnbaum, Mlle Marie Berg, Mme Roger Waiwers-Schmitz, Mme Vve Nic. Winandy-Beremes, Mme François Beissel-Jaeger, Mme Vve Jos. Conrath-Leick, Mme François Heynen-Weis, Pierre Goedert, Ernest Ludovig, Rvde Sr. Bonaventura Neau, Mme Vve Charles Reinert-Uhres, Nic. Rieff, Paul Weinstein, Mme Vve Jos. Grosch-Jeanmy, Robert Goergen, Tony Jungblut, Rvde Sr. Mechthilde König, Jos. Kraft, Paul Schmit, Mme Ad. Häuser-Klein, **Marschwald/Consdorf:** Mathias Colbett, **Meispelt:** René Thill, **Mersch:** Mme Vve J.P. Wilmes-Thies, Mme Vve Henri Zeugmann-Triessen, **Mertort:** Mme Vve Nic. Scheid-Lemmer, **Mertzig:** J.P. Schaaek, Mme Aloyse Ottele-Eck, **Mondercange:** Daniel Rollinger, **Mullendorf/Steinsel:** Nic. Gales, **Niederanven:** Mme Jacques Mangen-Thiry, **Niederdonven:** Mme Vve Jean Breser-Klein, **Niederfeulen:** Jos. Flesch, Nicolas Kaiser, Mme Th. Warken, **Niedercorn:** Mme Michel Niederkorn-Haupt, Henri Majerus, **Niederwiltz:** Charles Carmes, **Nocher-Route:** Reinhard Becker, **Noertzange:** Nicolas Maret, **Nommern:** Nic. Mootz, **Oberanven:** Mme Jacques Greis-Rapp, **Obercorn:** Mme Vve François Muller-Berthe, Mme Clement Weber-Wolter, **Oetrange:** Mlle Marg. Mangen, **Olingen:** Mlle Barbe Altmann, **Ospern:** Mme Vve Nic. Schaus-Hurt, **Oswelner:** Nic. Tiboit, **Pétange:** Mme Math. Betz-Steffen, Mme Constant Tockert-Hastert, Camille Thill, Mme Vve Jean Frantzen-Disch, **Rammeldange:** Marcel Reiter, **Reckange/Mersch:** Mme Vve Elsen-Gras, Jos. Mousel, **Remich:** Mme Vve Dom. Berchem-Mayer, Mme Nic. Ketschenhofen-Reinert, Mme Vve Jean Mohr-Dresbach, **Rollingen/Mersch:** Jos. Schwartz, **Roodt/Syre:** Charles Kimmel, **Rumelange:** Raymond Tintinger, Mme Vve Pierre Schmitt-Kayser, Mme Armand Treinen-Jaans, **Saoul:** Eugénie Aust, Jos. Donven, **Scheldgen:** Mme Vve Edouard Weis-Bock, **Schieran:** Abbé Robert Winwius, **Schifflange:** Mme Vve Jos. Junius-Anen, Mme Vve Alfred Rollinger-Kriets, Mme Vve J.B. Schmit-Michely, Mme Vve Aloyse Rinnen-Binsfeld, **Schoenfels:** J.P. Weis, **Schouweiler:** Hubert Schmitz, Mme Vve Jean Pauly-Boures, **Siebenaler:** Mme Vve Pierre Putz-Lentz, **Soleuvre:** J.P. Hansen, Mme Vve Mathias Jungels-Berchem, **Pierre Koetz:** Stegen/Diekirch, Mme Vve Nic. Waldbillig-Burg, **Steinfort:** Mme Vve Charles Seibold-Widemann, Nic. Schneider, Nic. Moes, **Steinsel:** Mme Vve Thaed, Mentgen-Metzler, Albert Kolber, **Steinheim:** Aloyse Haut, **Strassen:** Abbé Robert Claude, Jean Lepage, **Syren:** Mlle Josephine Hoffmann, **Troisvierges:** Pierre Serres, **Tuntange:** Mlle Ernestine Dickes, **Uselange:** Jean Peltzer, **Vianden:** Mme Vve Henri Léonard-Weis, **Waldbillig:** Mme J.P. Steinmetz-Hinsdorf, **Walferdange:** René Rischard, Mme Vve Léon Feltgen-Penné, Mme Leonie Irthum, Ed. Becker, **Wasserbillig:** Jos. Rausch, **Wecker:** Mlle Josephine Pauly, **Weiler/Vianden:** Michy Turmes, **Wiltz:** Mme Jos. Peters-Heinen, Mme Vve Hermann Finsch-Lampert, Mme Nic. Scheer-Rommes, **Winseler:** Constant Plier, **Wormeldange-Haut:** Pierre Jaerling,

Liste abgeschlossen am 6. Dezember 1975 – Fortsetzung im nächsten Heft.

Wir können nur die Namen der Verstorbenen in die Gedenktafel aufnehmen, die uns von den Angehörigen mitgeteilt werden.

größere Bedeutung. Diesem Vorgang trägt auch der Thesen-Kalender 1976 in hervorragender Weise Rechnung.

Freiburger und Walliser Volkskalender 1976, 128 Seiten, 17,5 x 24,5 cm, reich illustriert, Preis 4,50 S.Fr., Kanisius Verlag, CH-1701 Freiburg/Schweiz.

Wie in den vergangenen Jahren setzt auch im 67. Jahrgang der Freiburg und Walliser Volkskalender seine traditionsgebundene Treue und Liebe zur Heimat fort.

FRANCK'S BUCH-SPIELE

Als Schrittmacher der neuen Serie stellen wir die nachstehend aufgeführten vier Spiele vor: **Goldrush – Takado – Pool – Filixt**. Erwachsene und Kinder haben an diesen Spielen gleichermaßen ihren Spaß, Freude und Zeitvertreib. Der empfohlene Preis von 9,80 DM ist angemessen und macht die Spiele erschwinglich. Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Abt. 15.700 Stuttgart 1.

MESSBUCH

Der Große Wochentagsschott. Teil I: Advent bis 13. Woche im Jahreskreis. Originaltexte der deutschsprachigen Altarausgabe des Messbuches und des Lektionars. Mit Einführungen herausgegeben von den Benediktinern der Erzabtei Beuron, 2.240 Seiten, im Zweifelsdruck auf Bibeldünndruckpapier mit vier Zeichenbinden. Verschiedene Einbände ab 39,50 DM. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

Der neue Schott hat mit seinen bisher erschienenen Ausgaben „Der Große Sonntags-Schott“ und „Volks-Schott für das Lesjahr B“ ein großes Interesse und anerkennende Zustimmung gefunden.

Wir stellen Ihnen heute Teil I des „Großen Wochentags-Schott“ vor, der die Wochentage und die Heiligenfeste vom Advent bis zur 13. Woche im Jahreskreis enthält, sowie Messen für besondere Anlässe.

Zusammen mit dem im Frühjahr 1976 erscheinenden Teil II bietet „Der Große Wochentags-Schott“ alle Texte des Messbuches und der Lektionare für die Wochentage, für die Heiligenfeste und -gedenktage (einschl. des

ausführlichen Communitails), für alle besonderen Anlässe, die Feier der Gemeindemesse in deutscher und lateinischer Sprache, alle Prästationen, Halleluja-Verse und das notierte Requiem für Begräbnismessen.

Pater Odo Hagenmüller, Prior der Erzabtei Beuron, schreibt in seinem Vorwort: „Angesichts der vielfältigen Möglichkeiten, den Gottesdienst heute – und besonders an den Wochentagen – zu gestalten, hängt die Benutzung des Schott-Messbuches sehr davon ab, daß die verwendeten Texte vorher – etwa auf einem liturgischen Wochenkalender – angekündigt werden. Auf jeden Fall bietet sich das Schott-Messbuch nicht nur dem Klerus und den Ordensleuten an; es wird seine Dienste auch in der Hand des Laien tun, die in der gegenwärtigen Zeit noch immer die Möglichkeit finden, an Wochentagen an der Maßfeier teilzunehmen“.

Aber nicht nur den Gottesdienstbesuchern, auch den vielen, die nicht zur Messe gehen können, wird der „Große Wochentags-Schott“ eine wertvolle Hilfe sein, denn er bietet ihnen die auf das ganze Jahr verteilten Schriftlesungen aus dem Alten Testament und Neuen Testament mit Einführungen und Erklärungen und an schenkt ihnen mit den zahlreichen Meditationstexten

aus Kirchenvätern, aus klassischer und moderner religiöser Literatur immer neue Anregungen für Gebet und Meditation.

Trotz des reichen Inhaltes und des großen Umfanges mit über 2 000 Seiten zeichnen sich auch die beiden Teile des „Großen Wochentags-Schott“ durch ein handliches Format aus, das mit dem bewährten Bibeldünndruckpapier erreicht wurde. Zusammen mit dem „Großen Sonntags-Schott“ machen sie den ganzen Reichtum der erneuerten Liturgie sichtbar.

ERZIEHUNG

Gusti Gebhardt: Nach der sexuellen Revolution. Geschlechtererziehung in Familie, Kindergarten und Schule. 228 Seiten. Laminiert mit eingeschlagener Klappe. 19,80 DM. Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main.

Gusti Gebhardt hatte mit ihrem in über 120 000 Exemplaren verbreiteten Buch „Von Fünf bis Fünfundzwanzig; Geschlechtererziehung in Gesprächen“ seinerzeit eines der wichtigsten und praktisch brauchbarsten Aufklärungsbücher geschrieben. In der inzwischen grundlegend veränderten Situation auf diesem Gebiet – die vieles selbstverständlicher, manches aber auch verworrener und schwieriger macht – behandelt ihr neues Buch das Thema Geschlechtererziehung in der Familie, in der Schule, im Kindergarten – in den bleibenden Grundlinien und im Diskussionsfeld von heute. Die Rahmenrichtlinien der Schulen zur Sexualerziehung werden ebenso einbezogen wie der Meinungsstreit über den Erziehungsauftrag des Kindergartens. Die möglichen Konflikte zwischen Elternhaus und Schule, zwischen Jugendlichen, Elternhaus und Kirche werden – wie alle Themenkreise dieses Bandes – klar und orientierend dargestellt.

JUGEND – BILDUNG – ERZIEHUNG

Ulrich Beer: Geheime Miterzieher der Jugend. 8. stark überarbeitete Auflage, 136 Seiten. Paperback. 14,80 DM. Reihe: Jugend – Bildung – Erziehung. ISBN 3 7805 0336 0. Katzmann-Verlag, Tübingen.

Nicht immer ist ein pädagogisches Buch so spannend zu lesen wie diese Streitschrift. Sie öffnet Eltern und Erziehern den Blick für jene Erziehungsmächte, die insgeheim, aber um so stärker auf die heranwachsende Generation einwirken.

An die Stelle der miterziehenden Kräfte von einst – Großeltern und Geschwister, Nachbarn, Schule und Kirche

– sind längst anonyme, kollektive Miterzieher getreten: Presse und Rundfunk. Film und Fernsehen. Musikindustrie und Werbung. Noch nie war Erziehung deshalb so schwierig wie heute, noch nie waren die Eltern, die Erzieher und Lehrer einer so heimlich-unheimlichen Konkurrenz ausgesetzt wie heute.

EHE

Ernst Ell: Warum sich gleich scheiden lassen? 168 Seiten. Paperback. 16,80 DM. Reihe: Ehepraxis, Band 8. ISBN 3 7805 0339 5. Katzmann Verlag, Tübingen.

Dieses ungewöhnliche Buch ist ein Plädoyer gegen unnötige Ehescheidungen. Ständig anwachsende Scheidungszahlen und vor allem die Not der Kinder, die als Scheidungswaisen oft schwere Dauerschäden davontragen, rechtfertigen die Kühnheit seiner Thesen.

Denn dieses Buch ist radikal. Um seiner Zielsetzung willen bricht es mit vielen ehrwürdigen Auffassungen über den Sinn von Sexualität und Ehe. So bejaht der Autor nicht nur sexuelle Beziehungen außerhalb der Ehe, sondern auch Sex ohne Liebe. Er verneint, daß Ehe in jedem Fall totale Partnerschaft sein müsse. Und er macht Schluß mit der Gleichsetzung von Ehe und Eihe, indem er auch derzeit unerlaubte Formen der Partnerschaft – nebenehliche Freundschaften, polygyne und polyandere, lesbische und homophile Verhältnisse sowie Gruppenehen – nicht nur zuläßt, sondern begrüßt, wenn durch sie unnötige Scheidungen vermieden werden können.

SPIEL UND WISSEN

Carsten Feeser: Spiel und Wissen. Band 3: Autos. Bestell-Nr. 17 143. Band 4: Flugzeuge. Bestell-Nr. 17 144. Jeder Band 32 Seiten mit zweifarbigen Abbildungen von Dieter Illgen. Kartiert, laminiert. DM 6,80.- Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

Eine „Kinderillustrierte“ mit interessanten Geschichten zum Schmökern, die zum Thema hinführen, sehr viel Sachinformation, Superlative, Staunenswertes, Kuriositäten, Suchbilder und Rätsel, Anleitungen zum Spielen und Basteln. Zusätzlich in jedem Heft ein Ausschneidebogen, mit dem diesmal ein Oldtimer bzw. ein Modellflugzeug gebastelt werden kann. Durch diese Konzeption wird Wissen spielerisch vermittelt, das Interesse der Kinder erlahmt nie, sie werden nicht überfordert, da sie sich ganz auf ein überschaubares Thema konzentrieren können, und sich nicht mit Litaneien und technischen Details langweilen müssen.

MEYERS ENZYKLOPÄDISCHES LEXIKON

Rund 250 000 Stichwörter und etwa 1 000 von den Autoren signierte enzyklopädische Sonderbeiträge auf etwa 22 000 Seiten. 26 000 Abbildungen, transparente Schautafeln und Karten im Text, davon 6 700 farbig, 360 farbige Kartenseiten, davon 10 Stadtpläne. Lexikon-Großformat 15,7 x 24,7 cm. Burgunderroter Halblederband mit Goldprägung und Goldschnitt. Es erscheinen jährlich drei Bände. Die Bezugspreise betragen 109 DM je Band ohne Vorauslexikon und 120 DM je Band mit Vorauslexikon. Bei Teilzahlung in mehr als zwei Monatsraten erhöhen sich die genannten Preise um jeweils 10% (auf volle DM-Beiträge aufgerundet). Band XIV, Ko-Les, 848 Seiten (mit Nachtrag). Verlag Bibliographisches Institut, Mannheim.

Farbe gehört mit zu den hervorstechenden Kennzeichen des „Großen Meyer“, dessen 15. Band soeben pünktlich wie alle seine Vorgänger erschienen ist. Von den 26 000 Abbildungen, die dieses größte deutschsprachige Lexikon unseres Jahrhunderts haben wird, werden allein 6 700 in Farbe sein. Hinzukommen 360 farbige Kartenseiten, davon 100 Stadtpläne. Doch wie kommt die Farbe in den „Großen Meyer“? Auf diese Frage wissen die Techniker, also jene, die das Lexikon herstellen, eine Antwort: Farbige Bilder werden beim Druck „zusammengesetzt“, und zwar aus den drei Grundfarben Gelb, Rot und Blau. Zunächst müssen sie jedoch aus den im Original – also etwa der Farbaufnahme – vorgegebenen Farben „ausgezogen“ werden. Es werden also drei Platten mit Rot, Gelb und Blau hergestellt. Kontraste und Konturen werden zusätzlich durch eine Schwarzweißplatte gewonnen. Für den Druck werden nun die isolierten Farben und das Schwarz in Punkte mit Hilfe eines Rasters aufgelöst. Beim Zusammendruck der einzelnen Punkte ergeben sich dann wieder die Farben des Originals; also eine optische Täuschung, mit der übrigens nicht nur die Augen der Benutzer des „Großen Meyer“ überlistet werden, sondern die aller Betrachter gedruckter Farbbilder. Die Farbbilder präsentieren sich in „Meyers Enzyklopädischem Lexikon“ jedoch nicht nur auf einzelnen Tafeln, sondern unmittelbar beim Stichwort, zu dem sie gehören. So kann der Benutzer unmittelbar neben dem Text auch die farbige Abbildung betrachten, die ihm weitere Informationen bietet.

Im fünfzehnten Band finden sich drei enzyklopädische Sonderbeiträge:

1. Prof. Dr. Ralf Dahrendorf, Direktor der London School of Economics, schrieb über „Liberalismus“.
2. Über „Literatur heute“ berichtet Prof. Dr. Peter Wapnewski, Professor der Deutschen Philologie an der Universität Karlsruhe.
3. Und von Prof. Dr. Eberhard Günther, Präsident des Bundeskartellamtes in Berlin, stammt der Beitrag „Soziale Marktwirtschaft, Konzept, Realität und Zukunft einer Ordnungsidee“.

Heimat + Mission

Hefte folgender Themen sind noch lieferbar:

Autorität – Ehrfurcht vor dem Leben – Dein Körper – Eigentum – Wahrheit – Ordensberuf – Berufswahl – Sozialberufe – Lehrberufe – Massenmedien – Altern – Krankheit und Leid – Der Friede – Die Weltreligionen – Flüchtlingsproblem – Hunger in der Welt – Jugend und Kontestation – Die überforderte Frau – Entwicklungsländer – Die Geburt – Die Zeit – Das Leben – Die alleinstehende Frau – Schicksal behinderter Menschen – Umweltschutz – Schönes Luxemburg – Pause – Hände, die reden – Kriminalität – Die Presse – Glocken und Orgeln – Spiritismus – Das „Dritte Leben“ – Die Fremdarbeiter – Tier-

welt im Kleinen – Reisen, früher und heute – Soziale Sicherheit – Geld – Junge Kirche im Zaire – Die Sprache – Vögel – Tiere – Heilkräuter und Heilpflanzen – Das Gespräch – Schlaf des Menschen – Das Geschäft mit der Gesundheit – Freude – Dienst am Nächsten – Kamerun – Priesterberuf heute – Musik – Der spielende Mensch – Die Schöpfung vollenden – Danken mit Blumen – Ehepartner – Sonntag – Indonesien – Weihnachten – Weltbevölkerung und Ernährung – Es werde Licht – Arbeitslos – Buchdruckerkunst – Beten – Weinbau und Winzerprobleme – Allerheiligen

Preis pro Heft 15 Fr. Zu beziehen durch den Verlag Heimat und Mission, Clairefontaine.

Heimat + Mission

50. Jahrgang – Jan./Februar 1976

Herausgeber: die Herz-Jesu-Priester von Clairefontaine
Redaktion und Layout: Pierre Hilden
Anschrift für Verlag und Redaktion: Heimat und Mission, Clairefontaine (Eischen) Luxemburg

Druck: Sankt-Paulus-Druckerei, A.G. Luxemburg

Jahresabonnement: für Luxemburg und Belgien 150 Fr., für Frankreich 15 FF, für Deutschland 10 DM

Telefon-Nummern:
für Luxemburg
08-214 649 oder 08-212 244
für Belgien
063-214 649 oder 063-212 244

Überweisungen an
ÉCOLE APOSTOLIQUE
CLAIREFONTAINE
Postscheckkonten: 137 59 Luxemburg oder 000-0095589-44 Brüssel
Mit kirchlicher Empfehlung

